

# hEFt für literatur, stadt & alltag // Ausgabe 39 (11. Jg.), Januar 2015 // Erscheinungsweise:vierteljährlich zum Jahreszeitenbeginn // Auflage: 2.000 Stück, kostenlos // Herausgeber: Kulturrausch e.V. Erfurt // Redaktionsadresse: Krämerbrücke 25, 99084 Erfurt, Tel.: 03 61 – 2 11 59 66, E-Mail: redaktion@ heft-online.de, Netz: www.heft-online.de // Büroadresse: Alte Salinenschule, Salinenstraße 141 (Ecke Magdeburger Allee) // Bankverbindung Kulturrausch e.V.: Deutsche Bank, Erfurt, IBAN: DE 83 820 700 24 0165 430 000, BIC: DEUTDEDBERF // Redaktion: Alexander Platz, Thomas Putz (Vi.S.d.P), John Weide, Caroline Hemmann, Kerstin Wölke, Jörg Engelmann // Mitarbeiter/innen dieser Ausgabe: Sven Kühnhold, Paul-Ruben Mundthal // Die Meinungen der Autor/innen spiegeln nicht zwangsläufig die Meinung der Redaktion wider. // Titelgrafik: André Hering // Layout & Satz: Steffi Winkler, www.winklerin.de // Druck: Gutenberg-Druckerei Weimar, www.gutenberg-weimar.de // Für Anzeigen bitte aktuelle Preisliste unter der Redaktionsadresse anfordern // Förder-Abo: 20 Euro für die nächsten 4 Ausgaben. Abo ist nach Info und Überweisung der Summe auf o.g. Konto aktiviert und wird nicht automatisch verlängert // Texte sind willkommen (max. 10.000 Zeichen inkl. Leerzeichen), bitte auf Datenträger oder per E-Mail. Über eine Veröffentlichung entscheidet die Redaktion. Alle Rechte bleiben bei den Autor/innen. Die Seiten 4 und 11 dieser Ausgabe enthalten satirische Inhalte. Die nächste Ausgabe erscheint am 27. März 2015; Redaktions- und Anzeigenschluß: 20. Februar // hEFt wird gefördert durch die Landeshaupstadt Erfurt und das Thüringer Ministerium für Bildung, Wissenschaft und Kultur. Herzlichen Dank auch an die Spender/innen.

#### Stadt & Alltag

- 4 Schöne Aussicht
- 5 Keine Gesinnungsjustiz
- 6 Eine widerspenstige Existenz
- 7 Eine komplexe Diva
- 8 Ein Ort in Bewegung
- 9 Es bleibt alles anders
- 11 Fünf Fragen an: Glutamat
- 12 Fragmente aus der Abseitsfalle
- 13 Ein Whisky muss halten, was die Nase verspricht
- 15 Mord ist ihr Hobby
- 17 Literaturbüro
- 18 KulturRiese
- 19 hEFt unterwegs: CERN Genf
- 22 Fotostrecke

# *Literatur*Geschmacksverstärker

- 26 Weil Liebstöckel den Geschmack viel schöner verstärkt
- 27 Die Katze
- 29 Dr. Straßbergs Arbeit
- 30 Quirins Sinn
- 33 Frühstück
- 34 Baklava
- 37 Mononatriumglutamat, zur Abrundung

#### Eobanus-Hessus-Schreibwettbewerb

- 41 Der Fotograf
- 43 Der Krake mit dem Erdbeerhut
- 46 Ein anderes Wort für komisch
- 49 Fort
- 52 Schöne Welt
- 53 Vom Gehen und Bleiben
- 55 Autor/innenverzeichnis

#### Liebe Leserin, lieber Leser,

wenn wir früher in der Mittagspause zum China-Imbiss um die Ecke gingen, hieß der bei uns nur »Glutamat-Dealer«. Das war damals ein Running Gag, denn neurologisch betrachtet handelt es sich beim Glutamat tatsächlich um ein Rauschgift – nur dass es eben keine Lucys mit Diamanten in den Himmel zaubert, sondern nur künstlich Appetit erzeugt. Und den hatten wir! Jeden Tag. Sogar schon am Vormittag. Das Thai-Hühnchen mit Kokosmilch und Reis war die tägliche Belohnung für Stress und Erniedrigung. Irgendwann konnten wir es aber dann nicht mehr sehen, riechen, schmecken. Unsere Drogen-Karriere fand ein jähes Ende. Kalter Entzug von heute auf morgen. Wir ließen unsere tägliche Dosis Glutamat hinter uns.

Das Thema dieses hEFtes, »Geschmacksverstärker«, nun bringt unsere Geschmacksknospen wieder in Wallung. Gleichzeitig ist das abschließende Thema unserer Euphemismus-Reihe 2014 (nach »Humanitäre Intervention«, »Blühende Landschaften« und »Stilles Örtchen«) ein sehr riskantes, tragen doch Geschmacksverstärker eigentlich dazu bei, etwas Geschmackloses geschmackvoll zu machen. Also, um es vorweg zu sagen: alle Beiträge in dieser Ausgabe sind nicht nur von sich aus geschmackvoll, sie sind auch von ausnehmender Qualität! Da wird Blakava in den Mund geschoben, Sommer zum Frühstück gegessen, es fließen Single Malts über die Zunge – und sogar der Kölner Dom wird nach allen Regeln der Kunst beleckt. Hier braucht es wirklich keine Verstärker mehr!

In diesem Sinne wünschen wir eine geschmackvolle Lektüre!

Die Redaktion

#### hEFt in die Hand

Offene Redaktion am 28. Januar // 19:30 Uhr Weinstein Le Bar, Kleine Arche 1, Erfurt

**Offenes Büro** immer mittwochs // 17 bis 19 Uhr Alte Salinenschule, Salinenstraße 141, Erfurt



Titelillustration: André Hering
Der durchgeknallte Student mit den (zu)
langen Armen liebt es, neben dem Illustrieren, Stimmen und Personen unterhaltsam
zu imitieren. Er sammelt Soundtracks
und steht auf allerlei Skurriles à la Tim
Burton. Er lebt in Jena und hofft nach dem
Studium im Kreativbereich Fuß fassen zu
können. /// antreton.tumblr.com

# Schöne Hussicht

#### Baumkronenpfad an Krämerbrücke eröffnet

20. Mai 2017, Erfurt: Unter reger Anteilnahme der Erfurter Bevölkerung und auswärtiger Gäste wurde gestern der im Vorfeld viel diskutierte Baumkronenpfad an der Südseite der Krämerbrücke eröffnet. Oberbürgermeister Andreas Bausewein, der als erster den Pfad in luftiger Höhe betrat, war beeindruckt: »Man hat eine phantastische Sicht und gewinnt ganz neue Perspektiven auf Stadt und Krämerbrücke. Auch die direkte Nähe zum Grün der Bäume macht diesen Rundkurs nicht nur für Kinder einmalig«.

Der Pfad verläuft in zehn Meter Höhe dreieckförmig entlang der Bäume vor der Krämerbrücke und ist über eine Wendeltreppe von der Breitstrominsel aus erreichbar. Der gesamte Rundkurs beläuft sich auf 150 Meter. Das gusseiserne und trotzdem elegant wirkende Bauwerk ist den alten Mühlstegen nachempfunden, die hier vor dem Bau der Rathausbrücke bis zum Ende des 19. Jahrhunderts gestanden und die Verbindung zwischen Wenigemarkt und Benediktsplatz ermöglicht haben. Die Baukosten betrugen nach Angaben der Stadtverwaltung 3,6 Mio. Euro, die größtenteils aus dem Investitionstopf für die Buga 2021 finanziert wurden.

Dem Bau gingen seit 2014 langwierige öffentliche Diskussionen im Zuge der baulichen Umgestaltung des Areals um die Rathausbrücke voraus. Ursprünglich sollten dort alle Bäume weichen, um die Südseite der Krämerbrücke insbesondere für Touristen zugänglicher und attraktiver zu gestalten. Naturschützer und Bürgerinitiativen warnten jedoch vor den negativen Folgen für Stadtökologie, Wohnqualität und Tourismus. So einigte man sich nach zähen Verhandlungen auf einen Kompromiss: Die Bäume blieben erhalten und mit dem Baumkronenpfad ist die Südseite des beliebten Bauwerkes nun für alle hautnah erlebbar. Da der Pfad auch direkt an den Fenstern der Brücke vorbeiführt, kann nun auch Anteil am Leben der Brückenbewohner genommen werden. Die wiederum fühlten sich provoziert und entfalteten ihren innovativen Krämergeist. In luftiger Höhe eröffneten sie gestern schon einmal drei Fensterläden mit Kunsthandwerkverkauf und Wohnzimmerbesichtigung. Letzte Klärungen mit der Stadtverwaltung bezüglich der Genehmigungen stehen allerdings noch aus.

Ab sofort ist der Baumkronenpfad für Besucher täglich ab zehn Uhr bis zum Einbruch der Dunkelheit geöffnet. Der Eintrittspreis beträgt vier Euro, Kinder bezahlen die Hälfte. /// tp

#### Leere Versprechen

6. Mai 2017, Erfurt: Halbzeit in Erfurt. Seit etwas mehr als zwei Jahren ist die Rot-Rot-Grüne Landesregierung unter Führung des ersten Ministerpräsidenten aus der Partei »Die Linke«, Bodo Ramelow, im Amt. Wie viele Hoffnungen wurden bei Amtsantritt geschürt, als der damalige Bundesjockel orakelte, die Linkspartei habe sich möglicherweise noch nicht weit genug von ihrem ideologischen Fundament entfernt, so dass man ihr vollumfänglich vertrauen könne. Daran anschließend versprach seinerzeit der eher unbedeutende, gleichwohl recht selbstverliebte, Ilmenauer Provinzpolitiker (Ex-SPD) und gelernte Sparkassenbetriebswirt Stefan Sandmann vollmundig: »Herr Ramelow ist ein Kommunist durch und durch«. Pustekuchen! Alles leere Versprechen! Wie sich inzwischen herausgestellt hat, ist Ramelow ein lupenreiner Sozialdemokrat - ganz im Gegensatz zu Herrn Sandmann - und die Marx-Büste auf seinem Schreibtisch ist in erster Linie ein folkloristisches Element. Doch das ist bei weitem nicht die einzige Enttäuschung für einen Großteil der Wählerinnen und Wähler der Linkspartei. In Thüringen wurde seither keiner einzigen Bank auf die Finger geklopft, keine Produktionsmittel wurden vergesellschaftet, die Mieten steigen weiter, Lebensmittel werden teurer, Löhne werden munter gedrückt, der Verfassungsschutz spioniert immer noch, die Ausgestoßenen und an den Rand Gedrängten werden schikaniert - also alles wie gehabt. Die freiheitlich-demokratische Unordnung feiert weiterhin fröhliche Urständ, vom Sozialismus weit und breit keine Spur! Da hatte sich der eine oder die andere sicher mehr versprochen. Der Bundesjockel wusste das selbstverständlich vorher und äußerte sich bereits im November 2014 gegenüber dem Spiegel dahingehend: »Menschen, die die DDR erlebt haben und in meinem Alter sind, die müssen sich schon ganz schön anstrengen, um dies zu akzeptieren«. Allerdings! Tja, dann müssen wir es eben doch selber machen! /// ap

# Keine Gesinnungsjustiz

Im Prozess um den Überfall von Rechtsextremen auf Besucher einer Ausstellungseröffnung im Erfurter Kunsthaus im Juli 2012 wurde das Urteil gesprochen. Doch zwei der vier Verurteilten gehen nun in Berufung. Wir sprachen mit Monique Förster und Dirk Teschner vom Kunsthaus, die vor Gericht als Zeugen, Geschädigte und Nebenkläger auftraten

#### Wie habt ihr den Prozessverlauf wahrgenommen?

Dirk Teschner: Die Gerichtsverhandlung fand ja mehr als zwei Jahre nach den Vorkommnissen statt, also viel zu spät. Bei anderen Prozessen, etwa gegen Antifa-Aktivisten, finden die Verhandlungen oft schon nach einigen Monaten statt.

Monique Förster: Das war dann natürlich für den Prozessverlauf nicht unwichtig, da sich einige Zeugen inzwischen nicht mehr so gut an den Tathergang erinnern konnten und es teilweise zu widersprüchlichen Aussagen kam.

#### Gab es eine Begründung für den späten Prozessbeginn?

D. T.: Es wurde gesagt, dass das Verfahren lange vorbereitet werden musste, wobei es in seinem Verlauf doch verwundert hat, dass man auf bestimmte Situationen offenbar nicht vorbereitet war. So machten die Angeklagten bei der Verhandlung durch das Tragen von Thor-Steinar-Klamotten keinen Hehl aus ihrer Weltanschauung. Da hätte sich das Gericht im Vorfeld schon überlegen können, wie man damit umgeht. Zudem schien es auch hier nur wenig Zusammenarbeit zwischen den Ermittlungsbehörden und anderen Instanzen, wie etwa dem Verfassungsschutz, gegeben zu haben, so dass wichtige Hintergrundinformationen zu den Aktivitäten der Angeklagten einfach fehlten oder nicht thematisiert wurden.

M. F.: Es wurden nur die Informationen verhandelt, die aus den Vernehmungen und Zeugenaussagen vorlagen und die in einem direkten Zusammenhang zu den Taten standen. Das Umfeld wurde nicht beleuchtet. In unserem Fall war es aber eben keine Kneipenschlägerei, sondern die Situation eskalierte erst mit den rechtsextremen Äußerungen der Täter und war somit politisch motiviert. Vor Gericht sind nur die körperlichen Gewalttaten verhandelt worden, und nur diese wurden für die Urteilsfindung als relevant erklärt, nicht die politische Haltung der Angeklagten. Das zeigt sich u.a. darin, dass der Angeklagte G. (zur Tatzeit im Horst-Wessel-T-Shirt) mit seinen provokativen, rechten Äußerungen als geistiger Brandstifter zu sehen war, aber freigesprochen wurde, weil ihm persönlich keine körperlichen Übergriffe nachgewiesen wurden. Ein Teil der Angeklagten ist aktiv in rechte Strukturen eingebunden, aber das hatte eben keine Relevanz für die Urteilsfindung. Im Prozess hätte ich mir gewünscht, dass diese Hintergründe und die Frage, wo Gewalt anfängt, stärker herausarbeitet worden wäre.

D. T.: Einer der Angeklagten war beispielsweise bei dem Überfall auf die Biko-Veranstaltung in der Offenen Arbeit kurz vorher beteiligt gewesen. Das war dem Gericht gar nicht bekannt. Er hatte dann auch noch einen Anwalt als Verteidiger, der auch in rechten Organisationen aktiv ist. Das war unangenehm, weil dieser im Gerichtssaal versucht hat, bestimmte Zeugen zu verunsichern. Seine Propaganda-Reden wurden von der Richterin auch viel zu spät gestoppt. Im Prozess wurde immer wieder gesagt, dass es keine Gesinnungsjustiz gebe. Wenn man nichts machen kann gegen öffentlich geäußerte Nazipropaganda, dann denkt man schon, dass es in der Rechtsprechung in diesem Land offenbar noch einige Lücken gibt.

#### Der Hauptangeklagte wurde zu zwei Jahren und drei Monaten Haft verurteilt. Darüber hinaus erhielten drei der Angeklagten Bewährungsstrafen zwischen zwei und drei Jahren. Wie schätzt ihr das Urteil ein?

D. T.: Fast alle Angeklagten waren den gesamten Prozess über sehr desinteressiert und gelangweilt, es schien, als wüssten sie, dass sie nichts zu befürchten hätten. Der Hauptangeklagte, Patrick V., der mir die Nase gebrochen und die Polizistin verletzt hatte, ist nun in Berufung gegangen, wie auch Martin E., ein anderer der Angeklagten. Wie und wann es da weitergeht, ist noch unklar.

M. F.: Die Höhe der Urteile ist für mich nicht relevant, da ich nicht an Resozialisierung durch Haft glaube.

D. T.: Bei Haft geht es ja nicht um Resozialisierung, sondern um Bestrafung und Abschreckung. Und bei solchen Taten sind Konsequenzen und eine entsprechende Strafe schon angebracht.

#### Wer hat euch beim Prozess unterstützt?

M. F.: Es war ganz wichtig, dass die Mobile Beratung für Opfer rechter, rassistischer und antisemitischer Gewalt in Thüringen (EZRA) uns alle bei rechtlichen Fragen rund um den Prozess begleitet hat. Dafür möchten wir uns bedanken. Und natürlich bei den Anwälten, die für uns tätig waren.

D. T.: Die Lokalpresse hat die Verhandlungen begleitet. Ansonsten hätten wir uns mehr sichtbare Unterstützung während des Prozesses gewünscht. Es gab Tage, an denen die rechten Sympathisanten im Gerichtssaal in der Mehrheit waren. Das war schon sehr schwierig, vor allem für die Zeugen. Einige Zeugen hatten Angst oder waren eingeschüchtert. Einmal drohte die Richterin sogar mit einem Ordnungsgeld, weil eine Zeugin nicht

M. F.: Kurz nach dem Überfall gab es eine große mediale Aufmerksamkeit. Aber das hält eben nicht lange an. Nach zwei Jahren interessiert es keinen mehr. Dabei geht es ja nicht um das Kunsthaus, sondern darum, Aufmerksamkeit für eine Problematik herzustellen. /// Interview: Thomas Putz

# Eine widerspenstige Existenz

Zum 35-jährigen Bestehen der Offenen Arbeit Erfurt ist gerade ein Buch erschienen, das nicht nur einen wohltuend differenzierten Blick auf die Jahre vor und nach dem Umbruch 1989 wirft, sondern auch die damaligen Forderungen ins Verhältnis zur heutigen gesellschaftlichen Realität setzt

Die Offene Arbeit (OA) gehört zu jenen Einrichtungen in der Landeshauptstadt, auf die man sich verlassen kann. Hier finden immer wieder Veranstaltungen und Projekte statt, die eine gewisse Widerspenstigkeit in sich tragen und gegen den gesellschaftlichen Mainsteam ankämpfen. Das war früher so, und ist auch heute noch so. Nun feiert die OA ihr 35-jähriges Bestehen. Zum Jubiläum erschien unter dem Titel »Alles verändert sich, wenn wir es verändern. Die Offene Arbeit Erfurt im Wandel der Zeiten (1979-2014)« gerade im libertären Verlag Graswurzelrevolution ein dicker Sammelband mit Texten und Interviews von und mit heutigen und ehemaligen Akteuren. Dabei ist der Blick sowohl zurück als auch nach vorn gerichtet. Was ist von den Zielen und Ideen der Friedens- und Umweltgruppen in der DDR geblieben? Welche Wege sind unter den veränderten gesellschaftlichen Rahmenbedingungen zu gehen, um diese Ziele und Ideen weiter zu verfolgen? Das sind zwei der Fragen, denen sich die Autor/innen widmen.

Die Offene Arbeit gehörte zu den wichtigsten Orten, an denen sich in den 1980er Jahren Oppositionelle jeglicher Couleur sammelten. Bernd Gehrke arbeitet in seinem einführenden Beitrag zur Entstehung der DDR-Opposition die Bedeutung der OA analytisch und differenziert heraus. Mit der Zerschlagung der »Kulturopposition«, die in der Ausbürgerung Biermanns gipfelte, gewann das kirchliche Umfeld als »privater« und geschützter Raum zunehmend an Bedeutung. Schon zu Beginn der 1970er Jahre gründeten sich in Braunsdorf, Saalfeld und Rudolstadt erste Ansätze einer offenen evangelischen Jugendarbeit. Mit der Gründung der Offenen Arbeit in Erfurt 1979 bot man aber nicht nur konfessionell gebundenen Jugendlichen einen Raum - insbesondere die Öffnung für jugendliche Subkulturen (und auch für Erwachsene) und damit für eine Vielfalt von Themen, so Gehrke, machte die Stärke der OA aus, was nicht selten auch zu Irritationen seitens der Amtskirche führte. Über die jährlich stattfindenden »Werkstätten«, Ausstellungen und Veranstaltungen wurden hier schon früh Themen wie Umweltzerstörung oder Gewaltfreiheit diskutiert. »Die Offene Arbeit«, so der Autor, »war immer ein treibender Teil für die öffentliche Formierung der DDR-Opposition«. Wie zentral die Bedeutung in Erfurt damals war, zeigt sich, laut Gehrke, auch darin, dass viele der »Wende«-Akteure durch die »Schule der

Offenen Arbeit« gegangen waren, so die Gründerinnen und Gründer des Neuen Forums, des unabhängigen Frauenverbandes oder der Vereinigten Linken.

Dass sich die Forderungen des Herbstes 1989 – anders als die immer gleichen Statements zum 25. Jahrestag des Mauerfalls glauben machen wollen – eben nicht auf Westgeld und einen möglichst schnellen Anschluss an die BRD richteten, wird in vielen Beiträgen des Buches deutlich. Ziel war eine Demokratisierung in den territorialen Grenzen der DDR. Mit der Maueröffnung war das schon wieder Geschichte: »Es war das Ende des eben benannten Aufbruchs. Damit war klar, was wir uns erträumt hatten, was vielleicht an realen Chancen da war, würde von diesem Zeitpunkt an nicht mehr funktionieren«, so Carsten Nöthling in einem Interview des Bandes.

Heute existieren Einrichtungen der Offene Arbeit neben der in Erfurt nur noch in Jena und Berlin. Die Themen (und Forderungen) von damals jedoch sind auch unter den heutigen kapitalistischen Verhältnissen aktuell: zunehmende Militarisierung, Ausbeutung der natürlichen Ressourcen oder das Wirken der Geheimdienste. Eine kritische Auseinandersetzung damit bleibt nach Ansicht der Autoren auch heute ein zentraler Fokus in der Bildungsarbeit der Offenen Arbeit.

Wer Interesse für Politik und Gesellschaft hat, wird das Buch mit sehr viel Gewinn lesen. Die fast 40 zum großen Teil sehr kompakten Beiträge machen deutlich, wie vielschichtig die Funktionen der OA für die Akteure waren und sind. Sie ist nicht nur ein Ort für politisches Engagement und Bildung, sondern auch ein Ort zum Spielen, zum Reden, zum Feiern oder einfach nur zum »Abhängen«. Im Vorwort heißt: »Der größte Verdienst der Offenen Arbeit besteht in ihrem Fortbestehen. Sie zeigt damit, dass eine widerspenstige Existenz auch in einer zunehmend politisch gleichförmiger werdenden Gesellschaft möglich ist, wenn die Aktiven einen langen Atem entwickeln«. Hoffen wir, dass dies auch in den nächsten Jahren so bleiben wird. /// Thomas Putz

Buchgruppe Offene Arbeit (Hg.): Alles verändert sich, wenn wir es verändern. Die Offene Arbeit Erfurt im Wandel der Zeiten (1979-2014). 242 Seiten, 16,90 Euro

# Eine komplexe Diva

Vorhang auf und Bühne frei für ein KulturQuartier im Alten Schauspielhaus

Es ist still geworden im Alten Schauspielhaus in der Thüringer Landeshauptstadt. 1897 trafen sich in dem neobarocken Vereinshaus des Geselligkeitsvereins »Ressource« einflussreiche Herren der gutbürgerlichen Erfurter Gesellschaft. Der zweite Weltkrieg und die Gründung der DDR bedeuteten zwar das Ende des Herrenvereins, doch ihr Vereinshaus sollte weiterhin ein Ort der Kultur sein.

1949 eröffnete der umgebaute Gebäudekomplex seine Pforten als Theater. Die Erfurter liebten ihr Schauspielhaus, die Inszenierungen machten überregional von sich Reden. 2003 dann das Aus. Das Theater wurde abgewickelt und mit dem Bau des neuen Theaters im Brühl wurde aus dem Schauspielhaus Erfurt das Alte Schauspielhaus - ein, wie der Erfurter Historiker Dr. Steffen Raßloff schreibt »trauriges Denkmal kulturpolitischer Entwicklung nach 1989«, denn seitdem ist die einstige Stätte von Geselligkeit und Kultur dem Verfall preisgegeben.

Das Gebäude ist jedoch immer noch emotional stark im Gedächtnis der Erfurter verankert. Viele Erfurterinnen und Erfurter verbinden mit dem Alten Schauspielhaus und dem Park Erinnerungen an erste Theaterbesuche, Rendezvous und an ein Ambiente, das in der damaligen Zeit einen Hauch von Weitläufigkeit versprach.

Der KulturQuartier Erfurt e.V. widmet sich, nachdem die Pläne rund um die Defensionskaserne auf dem Petersberg gescheitert sind, nun dem Alten Schauspielhaus und hat sich zum Ziel gesetzt, die bezaubernde Diva wach zu küssen und schrittweise als einen Ort der Kultur- und Kreativwirtschaft zu etablieren.

Wie eingangs beschrieben, handelt es sich bei dem Gebäudekomplex in Teilen um das 1897 vom Geselligkeitsverein »Ressource« eröffnete Vereinshaus, welches seinerzeit Zentrum für Fest- und Freizeitvergnügungen sowie wichtigste informelle Interessenbörse der gutbürgerlichen Gesellschaft war. Heute präsentiert sich das einstige Vereinshaus ergänzt um mehrere Anbauten, darunter einem Bühnenturm, und mit einer veränderten Eingangssituation.

So wird das Schauspielhaus nicht mehr über die Lillienstraße, sondern über den angrenzenden Park im Klostergang erschlossen. Der Zugang über die reizvolle Grünfläche mit ihrem alten Baumbestand stellt - in einer sich immer mehr verdichtenden Innenstadt - einen nachhaltigen, flexibel nutzbaren

Das Alte Schauspielhaus ist ein Ort mit enormem Potenzial: großzügig, vielfältig, zentral und mit gewachsener Atmosphäre. Durch die Ansiedlung und Bündelung vielfältiger Akteure soll ein sich gegenseitig inspirierendes Zentrum geschaffen werden, das in die Stadt hineinwirkt und die Bildung von Netzwerken fördert. Aber das Gebäude ist auch eine »komplizierte Diva«. Die das Haus prägenden weitläufigen Flure und Foyers verleihen diesem einen besonderen Reiz, machen eine wirtschaftliche Nutzung aber umso schwieriger. Eine notwendige Parzellierung in kleinere abgeschlossen Einheiten bietet aber auch die Chance eine angenehme inhaltliche Reichhaltigkeit zu erzeugen.

Die Struktur des Hauses mit Zuschauersaal, Bühnenhaus, Fovers, Büros und Garderoberäumen bietet dabei vielfältigen Nutzungen Platz. Neben klassischen Büro- bzw. Atelierstrukturen sind insbesondere Kino, Restaurant, Tanz, Tagungen und Ausstellungsräume aber auch wieder Theater möglich. Durch diese dichten und sich ergänzenden Nutzungen kann das Alte Schauspielhaus wieder zu einem Zentrum des öffentlichen Lebens in Erfurt erwachen.

Um das Gebäude zusätzlich in seinem stellenweise schwierigen Grundriss optimaler nutzen zu können, gibt es die Idee, ein mehrgeschossiges »Regalsystem« für Ateliernutzungen im ehemaligen, vollkommen leeren Bühnenturm zu installieren. Tagsüber kann man bei einem Kaffee vom Großen Saal in die entstandenen Studios blicken und am Abend kann der Vorhang zugezogen und der Saal für verschiedenste Veranstaltungen genutzt werden.

Die Projektidee hat sich in den letzten Wochen nach mehreren Begehungen und Gesprächen mit der Stadtverwaltung entwickelt und steht noch am Anfang. Aber die ersten Schritte sind getan, eine Vision wächst und wird immer greifbarer. Und irgendwann verkehrt sich die Stille wieder in lebhafte Stimmen, schwingen sich Töne aus den geöffneten Fenstern, tummeln sich Kinder im Park, die Diva erwacht im neuen Kleid und erfreut sich an ihren Erfurtern. /// Inga Hettstedt und Thomas Schmidt



# Ein Ort in Bewegung

Was hat Kampfkunst mit Familienberatung zu tun? Constantin Hayn und René Eichentopf wollen in der neu gegründeten »Akademie für Bildung und Bewegung« beides miteinander verbinden

Es wird noch gewerkelt am Juri-Gagarin-Ring 116 in Erfurt. Im Erdgeschoss des Hauses steht Constantin Hayn auf einer Leiter und befestigt eine Klimmzugstange an der Wand, während René Eichentopf im Eingangsbereich mit dem Bau des Tresens beschäftigt ist. Beide sind freiberufliche Pädagogen, wenn auch mit ganz unterschiedlichen Ausrichtungen: der eine Sozialpädagoge und Kampfsporttrainer, der andere Familienberater und Fortbildner. Hier in den neuen Räumlichkeiten der von beiden frisch gegründeten »Akademie für Bildung und Bewegung« sollen sich zukünftig ihre beiden Arbeitsfelder aufeinander beziehen und sich gegenseitig befruchten.

»Die Idee ist, dass wir hier die körperlichen und gesundheitlichen Aspekte, die über den Sport kommen, mit sozialen Aspekten, Beratung und Bildung verknüpfen wollen«, verrät René Eichentopf. »Beides hängt miteinander zusammen und kann positiv aufeinander wirken.« Der Akademie liegt also ein klassisches, ganzheitliches Menschenbild zugrunde, es geht um den Einklang von Körper und Geist.

Die Angebotspalette ist dementsprechend vielfältig. Zum einen gibt Constantin Hayn als zertifizierter Kampfsport- und Kampfkunst-Trainer weiterhin Kurse, etwa im Wing Chun oder Wing Fight. Aber er möchte hier zukünftig auch Angebote etablieren, die die sozialen Aspekte in diesem Sport noch stärker betonen und neue Zielgruppen ansprechen. So werden Strategien und Techniken vermittelt, um Konflikt- oder

René Eichentopf und Constantin Hayn // Foto: hEFt

Gewaltsituationen im Alltag oder im Beruf früh zu erkennen und zu vermeiden oder deeskalieren zu können. »Ein solches Aufmerksamkeits- und Verhaltenstraining ist für alle Berufsgruppen sehr hilfreich, die in der Öffentlichkeit tätig sind, etwa Sanitäter oder Sozialarbeiter. Wir geben aber auch Kurse für Kinder und Jugendliche an Schulen oder in Behinderteneinrichtungen«, erzählt Constantin Hayn.

René Eichentopf will in der Akademie sein Beratungsangebot erweitern. Als langjähriger Leiter einer Familienberatungsstelle liegt sein Schwerpunkt in der Unterstützung und Beratung von getrennt lebenden Eltern. Ein weites Feld, das von der außergerichtlichen Umgangsregelung bis hin zur Beratung in Erziehungsfragen reicht. Auch hier soll die Akademie für ihn neue Möglichkeiten eröffnen. Denn die Räumlichkeiten eignen sich für Beratungen und Fortbildungen ebenso wie für körperliche Aktivitäten. »So könnten Supervisionen oder Beratungen mit Bewegungsaspekten verknüpft und dadurch mentale Blockaden schneller gelöst werden«, erzählt der Pädagoge. »Und zum allgemeinen Wohlbefinden trägt Bewegung allemal bei.«

Überhaupt dreht sich in der Akademie viel um das Wohlbefinden und um Ganzheitlichkeit, allerdings jenseits aller Esoterik. »Die Menschen, die hierher kommen, haben die Möglichkeit, ihre eigene Persönlichkeitsentwicklung selbst zu gestalten. Und wir versuchen, sie dabei zu unterstützen und verschiedene Angebote aufeinander abzustimmen«, so René Eichentopf. So kann man ergänzend zu den sportlichen Angeboten auch Ernährungsberatungskurse oder Entspannungskurse besuchen.

Das Hauptaugenmerk liegt dabei auf Familien. So soll in der Akademie zukünftig ein kleiner Treffpunkt entstehen mit gemütlichen Sitzmöglichkeiten, Bar und einer Spielecke. Beim Kindertraining können so die Eltern auch hier bleiben, bekommen einen Kaffee und können entspannen. Eine kleine Bibliothek ist ebenfalls im Entstehen. Zukünftig sollen hier auch betreute Kindergeburtstage mit den Schwerpunkten Bewegung und gesunde Ernährung angeboten werden. Zudem können die Räumlichkeiten für kleinere Veranstaltungen, wie Lesungen oder Seminare, angemietet werden.

Auch wenn in den Akademie-Räumen noch nicht alles an seinem Platz steht und noch einiges zu tun ist – seit November finden schon die ersten Kurse statt. Interessierte können sich auf der Facebook-Seite oder telefonisch unter 0177 4999331 sowie 0172 5733080 über das Programm informieren.

## Es bleibt alles anders

Am 1. Juni 2015 wird der städteübergreifende Offene Kanal für Erfurt und Weimar, »Radio Funkwerk«, seinen Sendebetrieb einstellen. Ein Verlust, der sich am Ende möglicherweise doch als Gewinn erweisen wird

Die wichtigste Nachricht zuerst: Thüringen bleibt auch zukünftig ein Paradies für das Radioselbermachen. In sechs Städten wird es weiter die sogenannten Bürgerradios geben, Gera behält seinen Offenen Fernsehkanal. Die Neuerungen des novellierten Landesmediengesetzes sind für das Gros der Hörer, welche die Alternative zum kommerziellen Dudelfunk suchen, kaum spürbar. Wenn überhaupt, dann ändert sich ein bisschen etwas in Weimar und Erfurt.

Bislang sendeten von diesen Städten aus jeweils zwei Bürgerradios, welche sich eine Frequenz teilten. Ab 1. Juni 2015 wird es dann jeweils nur einen Radiosender geben, Radio Funkwerk wird abgeschafft. Die Räumlichkeiten des Senders am Erfurter Juri-Gagarin-Ring existieren bereits seit November nicht mehr, interimsweise wird seitdem von den Räumlichkeiten von Radio F.R.E.I. aus gesendet. Offiziell gibt es jetzt für die bestehende Frequenz eine Ausschreibung, sehr wahrscheinlich werden die bereits existierenden Sender Radio F.R.E.I. (Erfurt) und Radio LOTTE (Weimar) den Zuschlag bekommen.

Egal, wer am Ende das Rennen macht: Einen städteübergreifenden Sender für Erfurt und Weimar wie Radio Funkwerk wird es ab 1. Juni nicht mehr geben. Bekäme in Erfurt Radio F.R.E.I. den Zuschlag, wäre es für die Macher nach

25 Jahren das lang ersehnte Happy End. Als Radio F.R.E.I. das erste Mal am 6. Oktober 1990 vom Haus der deutsch-sowjetischen Freundschaft aus in Erfurt sendete, war der Sender noch ein Piratensender, geboren aus der Idee einer radiobegeisterten Wohngemeinschaft in der direkten Nachbarschaft. Radio F.R.E.I. war in dieser Zeit sicherlich ein typisches Zeitgeist-Phänomen. Im Frühjahr 1990, die DDR existierte noch offiziell, der Prozess der Deutschen Einheit war noch nicht abgeschlossen, gab es ein kurzes Zeitfenster für Innovation, alles schien auf einmal möglich. Viele dieser Ideen wurden später begraben oder tauchten irgendwie in verwässerter Form in einem Gesetzblatt auf. Die Idee, in Form von Radio F.R.E.I. einen Sender von Bürgern für Bürger zu machen, aber blieb - zunächst weiter in Form eines Piratensenders.

Schon Ende der 90er Jahre tauchte die Möglichkeit eines Happy Ends auf, also ein legaler, eigener Radiosender zu werden. Die Möglichkeit wurde damals von politischer Seite vertan. Radio F.R.E.I. wurde zwar legal, aber kein eigener Sender. Voraussetzung für die legale Existenz von Radio F.R.E.I. war ein bestehender Offener Kanal, der als Radio Funkwerk erst noch geschaffen werden musste. Radio Funkwerk war also zunächst nichts weiter als ein künstliches Gebilde, ein



gesetzlicher Steigbügelhalter für Radio F.R.E.I., der sich dann aber in den nächsten Jahren zum Musterbeispiel eines Offenen Kanals bezüglich Ausstattung und Zugangsoffenheit in Erfurt entwickelte. Erst Ende 2010 wurden erstmals verstärkt wieder Stimmen nach der ursprünglichen Lösung laut, also nur einen Sender pro Stadt zu haben - ein Prozess, der fast vier Jahre dauerte und am 26. Juni 2014 mit dem Beschluss des erneuerten Landesmediengesetzes seinen konkreten Abschluss fand.

Seither braucht es für die Existenz eines Bürgerradios keinen Offenen Kanal auf gleicher Frequenz mehr. Für Radio F.R.E.I. und auch Radio LOTTE ist diese Entscheidung Zielerfüllung (nach einer sehr langen Vorgeschichte) und Startpunkt (für ein neues Programmschema) zugleich. Beide Sender sind sehr gut ausgestattet und in ihren jeweiligen Städten gut vernetzt. Auch programmatisch sind beide gut aufgestellt, besonders die Tagesmagazine sind bei den Hörern sehr populär. Sollten die Sender die Zuschläge für die Frequenz bekommen, müssen die Sendeverantwortlichen die von Radio Funkwerk hinzugewonnene Sendezeit neu füllen - eine zweifelsohne reizvolle Aufgabe. Radio F.R.E.I. hat bereits eine Redaktionsgruppe »Aufbruch« gegründet, um für den Fall der Fälle vorbereitet zu sein. Eine Radiosendung, die sich explizit mit neuen

Vorschlägen beschäftigte, gab es auch schon. Für die Macher ist dies die Gelegenheit, auch das bisherige Programmschema auf den Prüfstand zu stellen. Bei all den Vorschlägen stand immer wieder die Idee im Raum, zu experimentieren, ganz so, wie es in den vom Pioniergeist geprägten Anfangstagen des Radios gewesen sein muss. Wichtig ist dabei laut Gesetz der Dreiklang zwischen Zugangsoffenheit, Weiterbildung und lokaler Berichterstattung. Das von politischer Seite als »neu« zu verkaufen, mutet ein wenig kurios an, denn - soviel Rückblick und persönliche Wehmut sei erlaubt - dieser vielbeschworene Dreiklang war bei allen Bürgerradios und eben auch bei Radio Funkwerk immer schon vorhanden. Die Schließung von Radio Funkwerk, das sicherlich auch allein wegen seiner räumlichen Größe immer so etwas wie der Klassenprimus unter den Thüringer Bürgerradios war, ist ein Verlust, der leider unwiderruflich ist. Dennoch bleibt die Erkenntnis: Bestehen die übrigen Sender zukünftig weiter, ist dies für alle ein Gewinn, die alternatives Radio gern machen und hören.

Der Autor Reinhard Hucke moderierte über zehn Jahre verschiedene Sendungen bei Radio Funkwerk.



# fünf fragen an:

#### Glutamat

Herr Glutamat, lassen Sie uns gleich zu Beginn mit einem landläufigen Irrtum aufräumen: Sind Sie ein reines Kunstprodukt? Nein, ganz und gar nicht! Ich werde heute zwar tonnenweise durch biotechnologische Verfahren künstlich hergestellt, aber ich komme in fast allen proteinhaltigen Lebensmitteln von Natur aus vor, in reifen und getrockneten Tomaten, in Käse, in Muttermilch, in Sojasauce oder Fischsauce sogar in besonders hohen Anteilen. Außerdem bin ich so etwas wie die fünfte Geschmacksrichtung!

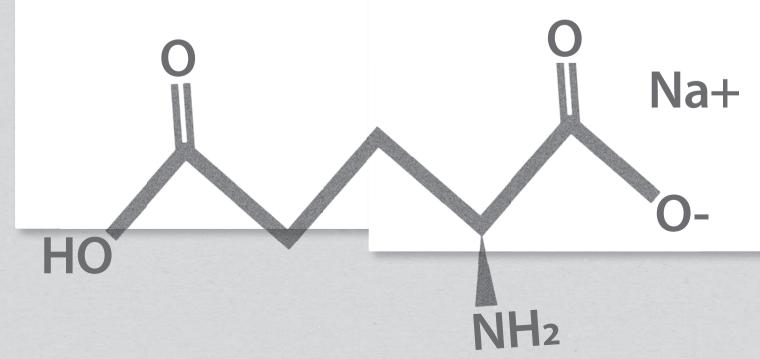
Ähm, wie meinen Sie das? Ich kenne nur süß, sauer, salzig und bitter. Was, bitteschön, soll denn die fünfte Geschmacksrichtung sein? Da sind Sie platt was? Man nennt das Umami, das ist japanisch. Der Japaner Kikunae Ikeda untersuchte zu Beginn des letzten Jahrhunderts die Ursache für den besonderen Wohlgeschmack von Fleisch, Käse oder Tomaten und er konnte durch einige Experimente und Extraktionen nachweisen, dass das darin enthaltene Glutamat dafür verantwortlich ist. Das ist dann eben der Umami-Geschmack. Das Wort lässt sich mit fleischig und herzhaft übersetzen. Man könnte aber auch »Bratwurst« oder »Gehacktes« dazu sagen, das gefiele mir persönlich besser.

Ihr (also an und für sich ehrenwerter) Name ist in den letzten Jahren und Jahrzehnten somit zu Unrecht in Verruf geraten? Ja und nein. Einerseits gibt es bisher keine belastbaren wissenschaftlichen Studien, die meine unmittelbare Schädlichkeit nachgewiesen hätten. Andererseits finden Sie heute kaum noch ein industriell hergestelltes

Lebensmittel, dem ich nicht in irgendeiner Form zugesetzt bin. Inzwischen werde ich ja sehr gerne auch durch Hefeextrakt ersetzt. Ich nehme das nicht persönlich, denn am Ende kommt das sowieso aufs Gleiche raus. Es versaut jeden Geschmack. Das Problem liegt im Grunde in der industriellen Massenproduktion von Lebensmitteln.

Na ja, wir sind inzwischen sieben Milliarden Menschen, Tendenz steigend. Auf meinem Balkon jedenfalls habe ich nicht einmal genug Ackerland, um mich selber zu ernähren. Wie also soll das ohne industrielle Produktion gehen? Da haben Sie vollkommen recht. Selbstversorgung kann nicht die Lösung sein. Ich mag auch keine Karotten oder Kartoffeln aus der Erde buddeln. Die Frage ist doch eher: Warum wird produziert? Geht es darum, Essen zu produzieren, weil wir Menschen (über kurz oder lang) eben essen müssen, um zu überleben, oder darum, irgendeinen Dreck zu verkaufen?

Was schlagen Sie also vor? Weltrevolution, selbstverständlich, was sonst! /// Interview: Schuh N. Ley



# FRAGMENTE AUS DER ABSEITSFALLE

#### Alles Geschmacksache

Wer der Meinung war, der glorreiche FC Rot-Weiß Erfurt hätte seine fußballerische Depression, hätte die rot-weiße Fußballhölle Thüringen-Pokal, den regelmäßigen Tiefpunkt des Jahres, mal abgesehen vom Platz sieben zum Saisonende, endlich hinter sich gelassen, musste sich am 15. November 2014 mal wieder eines Besseren belehren lassen. Bis zur Auslosung des Viertelfinales wusste ich nicht einmal, dass es Einheit Rudolstadt überhaupt gibt. Was zugegebenermaßen an meiner hauptstädtischen Arroganz liegen mag: »Kniet nieder, ihr Bauern, Erfurt ist zu Gast!« Am Ende lag einmal mehr der Hauptstadtklub am Boden. 1:0 gegen den Tabellenvorletzten aus Liga 5. »Rekordpokalversager« spottete es von einem Transparent im Steigerwaldstadion beim darauffolgenden Heimspiel.

Was beim RWE offensichtlich zur Gewohnheit wird, schien bis dato für weite Teile der Thüringer CDU schier undenkbar. Raus, wo man doch seit 1990 in Regierungsverantwortung war. Mal allein, mal mit Partner, aber immer dabei, immer dran, immer vorneweg: gemeinsam erfolgreich. Und nu? Neben etlichen CDU-Vertretern treibt neuerdings eine diffuse Angst Scharen von Leuten auf die Straßen oder auch Domplätze, um ihren irrationalen Stuss in aller Öffentlichkeit zu artikulieren. Und die öffentlich-rechtlichen Sendeanstalten von ARD und ZDF, die Gouvernanten der Moral und des Rechts, sabbeln und schwadronieren mit unverdaulichen, den Zuschauer quälenden Sendungen eifrig mit. Als wäre das Leben nicht schon Bevormundung genug, stöhnen, ätzen und sondern seit Wochen Wendeund Stasi-Experten, abgewählte Parteivertreter ohne Warnhinweise eine Skandalisierung nach der anderen, verpackt im Wortschwall der politisch korrekten Wohlfühlsprache ab, wahres Verbalglutamat. Maybrit Illner: »Thüringer Wendehälse: Tabubruch für die Macht?«, Anne Will: »Rot-rote Machtspiele: Schreckgespenst oder soziale Verheißung?«, Maischberger: »Rot-Rot-Grün in Thüringen: Testlauf für den Bund?« Kurz vor acht noch Ranga Yogeshwar mit »Schläft man bei Rot-Rot-Grün schlechter?« Zu guter Letzt Guido Knopp mit einem ZDF-History

»Der doofe Wähler im Spiegel der Zeit«. Selbst El Präsidente hat sich berufen gefühlt, uns alle zu warnen. Ja, die Linken tun immer gern freundlich, da muss man wachsam sein. Da gilt es, die »rechten« Worte zu finden. Auch unser aufmerksamer Verfassungsschutz hat den Bodo R. nicht ohne Grund beobachtet. Immerhin muss die Zielperson so brisant gewesen sein, dass man ganz vergessen hat, sich um den NSU zu kümmern. Und jetzt wird ausgerechnet der Bodo R. oberster Dienstherr. Klar, dass es da einige, ausgerechnet an einem 9. November, mit Fackeln auf den Domplatz treibt, oder war das geschichtsvergessene Absicht? Offenkundig erfreut sich Feuer nicht nur bei Fußballfans großer Beliebtheit. Offensichtlich finden neuerdings wieder mehr Menschen Gefallen daran, mit Fackeln beisammen zu sein und »Wir sind das Volk!« zu skandieren. »Wir sind das Volk!«: gegen Linke, gegen Überfremdung oder einfach gegen das Anderssein. Offenbar ist jene diffuse Angst vor Veränderung, vor Terror oder dem Abstieg das verbindende Element kollektiver Verblödung.

Sicher, ich war damals erst 15, und die Frage, was aus dem RWE nach der Wende werden sollte, hat mich vielleicht mehr bewegt als andere Dinge. Aber ich wusste, worum es damals auf dem Domplatz ging, als ich mit meinem Vater dort stand und unter anderem Matthias Büchner zu den Demonstranten sprach. Es ging um Freiheit. Es ging darum, dass nicht immer der BFC Dynamo die Meisterschaft gewinnt. Es ging darum, dass Dinge anders laufen dürfen. Neben der Freiheit zu reisen ging es um nicht weniger, als die Wahl zu haben. Doch offensichtlich scheint die Demokratie in manchen Kreisen und für die Büchners und Biermanns dieser Welt ein so hohes Gut zu sein, dass man sie vor dem wählenden Volk schützen muss.

Albert Einstein hat einst gesagt: »Zwei Dinge sind unendlich, das Universum und die menschliche Dummheit, aber beim Universum bin ich mir noch nicht ganz sicher.« In diesem Sinne: Nur der RWE und ein frohes Weihnachtsfest mit dem rotweißen Weihnachtsmann! /// Stefan Werner

# Ein Whisky muss halten, was die Nase verspricht

An manchen Tagen sind Dudelsackklänge in der Erfurter Johannesstraße zu vernehmen, wenn man an der Haltestelle »Stadtmuseum« steht und genau hinhört. Sie stammen von Lautsprechern aus einem Laden, der »Gusto« heißt

In rotumrahmten Schaufenstern befinden sich Flaschen auserlesenen Branntweins, auf deren Etiketten schwer auszusprechende Namen stehen und eigenwillige Gebäude oder Tierköpfe abgebildet sind. Hinter der rechten Fensterscheibe, matt beleuchtet, sitzt ein Skelett im Kilt auf einem Eichenfass. Es lächelt den Betrachter an und lädt zum Besuch des Ladens ein. Seit fast zwei Jahren gibt es das »Gusto«, eine Whiskyhandlung in der

Ich öffne die Tür, trete ein und erkenne, dass das Geschäft um einiges größer ist, als gedacht. Im Verkaufsraum, nahe dem Bartresen, steht ein Mann mit kurzen grauen Haaren, Brille und Schnauzbart. Er trägt eine schottische Tracht und stellt sich mir als Gerald Glanz vor. Nach der Begrüßung nutze ich die Chance, um mich genauer in der Whiskyhandlung umzuschauen: Im Nebenzimmer, welches durch eine offene Fachwerkkonstruktion vom Eingangsbereich abgetrennt ist, stehen mehrere massive Holzschränke. Sie sind gefüllt mit vielen Single-Malt-Whisky-Flaschen, die feinsäuberlich nach Destillerie und Region sortiert sind. Von durchsichtig-klar über bernsteinfarben bis hin zu zuckerrübensirub-trübe - es scheint, als ob Herr Glanz alle schottischen Branntweinsorten an diesem Ort versammelt hat.

Ich mache es mir in einem dunkelbraunen Ohrenledersessel bequem und warte auf den Beginn der Whisky-Verkostung, die hier um 19 Uhr beginnt. Gemeinsam mit sieben anderen Neugierigen habe ich mich für diesen gustatorischen Streifzug angemeldet. Im hinteren Teil des Nebenzimmers wurde dafür extra ein großer Tisch hergerichtet, auf dem fünf tulpenförmige Gläser für jeden Teilnehmer stehen, die mit einem Glasdeckel versiegelt sind. In Reichweite stehen jeweils ein Wasserglas und eine kleine Wasserkanne mit einer Glaspipette. Dass man alkoholische Getränke zuerst durch den Geruchssinn und danach am Geschmack erfassen sollte, war mir bekannt. Dass dazu allerdings alchimistische Hilfsmittel nötig sind, wusste ich nicht. Gespannt warte ich auf erste Instruktionen des Veranstalters.

Herr Glanz eröffnet die Verkostung mit einem Vortrag über die Geschichte und Besonderheiten des schottischen Single-Malt-Whiskys. Wir erhalten so Insiderwissen über die Produktion der einzelnen Brennereien. Der Ladenbesitzer erklärt uns, dass man sich einen guten Whisky verdienen müsse. Aus diesem Grund hat das Tasting also nicht mit einem ordentlichen Schluck aus dem Glas begonnen, sondern mit geballtem Wissen. Ich lausche den Ausführungen des Veranstalters so lange, bis er uns auffordert, die Haube des ersten Gläschens abzunehmen und eine kleine Kostprobe vom zwölfjährigen »Ben Riach« zu nehmen. Das Saugröhrchen vor mir dient dazu, das Whiskyaroma durch das Hinzuträufeln von ein, zwei Tropfen Wasser im Tulpenglas zu intensivieren. Gesagt, getan.

Der »Ben Riach«, der aus dem Nordosten Schottlands stammt, duftet wohltuend süßlich, etwas nach Honig und Vanille. Im Mund entfaltet er einen Geschmack, der an Sahne, Schokolade und orientalische Gewürze erinnert. Dieses Erlebnis begeistert mich dermaßen, dass ich erneut zur Pipette greife und vier, fünf, sechs Tropfen Wasser ins Gläschen rinnen lasse, um eine noch größere Entfaltung am Gaumen zu spüren. Wasser, gemälzte Gerste, Hefe und die Destillation sind nur der eine Teil dieser hohen Kunst. Der andere Teil sind die Whiskyfässer, die Lagerung, die Luft, die Zeit und die Nase des Konsumenten.

Bevor Herr Glanz mit richtig gutem schottischen Whisky zu tun hatte, lebte er in der DDR und musste sich mit billigem Falckner-Brand und Import-Johnnie-Walker zufriedengeben. Nach der Wende, während einer Reise in den Norden Großbritanniens, wurde seine Begeisterung zur Leidenschaft. Ihm wurde klar, dass es hier unzählig viele Whiskysorten gibt, die sich durch besondere Geschmacksnuancen auszeichnen.

Der »Bowmore«, der als nächstes an der Reihe ist, stammt aus Islay, also von der südwestlichen Inselregion Schottlands. Er leuchtet golden und riecht rauchig, etwas nach Pfeffer und Rosinen. Am Gaumen kribbelt er leicht. Er schmeckt nach Speck, Tabak und alter Lederjacke. Mein Favorit ist er nicht, aber aus Höflichkeit kippe ich den Inhalt des Gläschens runter.

Für Herrn Glanz ist Whisky Geschmackssache. Er sagt von sich selbst, dass er keine Lieblingssorte hat. Für ihn ist dabei die Stimmung entscheidend. Mal hat er Lust auf einen fruchtig-milden, mal bevorzugt er einen rauchig-herben Whisky. Manchmal, so erzählt der Mann im Kilt, füllt er sich ein kleines Gläschen ab. Dann zieht er sich zurück und genießt das Lebenswasser stundenlang, wie der Bücherwurm, der ein spannendes Buch gefunden hat, oder der Takabliebhaber, der im Sessel sitzend seine teure Havanna raucht.

Aus der nördlichsten Brennerei Schottlands stammt der neunjährige »Bunnahabhain«. Er riecht nach Rosinen und schmeckt nussig. Meine kichernde Tischnachbarin meint sogar, Apfelstrudel herausgekostet zu haben. Mir



schmeckt er. Und wie der schmeckt! Der geht gut! Schwupps, runter den Gaumen.

Der Referent sieht sich selbst als eine Art Entwicklungshelfer. Denn er sorgt nicht nur an diesem Abend dafür, dass sich Menschen für Whisky begeistern. Die Stimmung am Tisch hat zugenommen. Whisky scheint die Menschen wirklich miteinander zu verbinden. Nun spricht Herr Glanz nicht mehr alleine vor uns. Am Tisch hat sich eine breite Diskussion über das Aroma des nächsten Whiskys entsponnen.

Der 23-jährige »Allt-A-Bhainne«, wie die erste Sorte aus der Region Speyside, schmeckt. Kein Zweifel. Der schmeckt! Er duftet nach Mango, nach Obstkorb und so. Der junge Mann, der mir gegenüber sitzt, sagt, dass der Whiskygeschmack an einen Fruchtdrops erinnere. Ich halte das ja persönlich für Schwachsinn, für wirklichen Schwachsinn, einen so verdammt guten Whisky mit Fruchtdrops in Verbindung zu bringen. Das ist fast schon Ketzerei! Ich finde der schmeckt mach Mango und damit basta. Aus die Maus, keine solchen Diskussionen, nächstes Glas! Schwupps!

Das Fass ist die Mutter des Whiskys, sagt Herr Glanz. Denn der Branntwein dümpelt dort schließlich ziemlich lange rum, ehe er in Flaschen abgefüllt wird. Während seiner Lagerung atmet der Whisky. Durch die Holzporen in den Fässern diffundiert der Alkohol raus und frische Luft kommt rein. Ich erklär' das jetzt mal so: Wenn ein Whisky an der Küste rumsteht, dann muss der dann automatisch nach Seeluft und herber, salziger Luft schmecken. Anders dagegen im Inland, wo die Luft milder ist. Wenn die Jungs dann noch auf die Idee kommen und Torf beim Mälzen der Gerste verwenden, dann wird's ein herbes, rauchiges Gemisch, das kann ich Euch sagen! Da trinkt man dann fast schon Eisenbahnschwellen! Da wird's dann schon erdig im Mund, kann ich euch sagen!

»Edradour«, das ist der Whisky im fünften und letzten Gläschen - mein lieber Herr Gesangsverein! Stammt aus den Highlands, wie ich beiläufig von Herrn Glanz gehört habe. Die junge Frau, die mir gegenübersitzt, guckt zu mir rüber. Sieht sympathisch aus. Verdammt hübsch, wenn du mich fragst! Hat ein helles Blüschen an mit Blumenmuster. Blonde lange Haare. Wahnsinn! Heiß. Brauner Zucker, süß, Malz: Würde sagen, das ist der Duft. Sehr kräftig im Geschmack, erinnert aber trotzdem an Seife. Schminke. Kosmetik. Was wohl passiert, wenn man die Blonde da abknutscht? Schmeckt das dann genauso? Du meine Güte, der Whisky zwirbelt aber ganz schön mächtig gewaltig ... Die Pipette ... Das Wasser ... Verdünnen ... Sei doch kein Spielverderber, es geht hier schließlich um Geschmack ... Und über Geschmack soll man sich schließlich nicht streiten ... Das haben die Leute von der hEFt-Redaktion gesagt: Geh da hin zur Whisky-Verkostung und schreib einfach mal einen Bericht, haben die gesagt ... Die haben vielleicht gut reden! Meine Fresse, wie soll ich denn über ein Geschmackserlebnis erster Sahne berichten, wenn ich keine klaren Gedanken mehr fassen kann? Meine Güte, ich sag's einfach mal so: Whisky ist reine Erfahrungssache. Und hier gibt's nichts, was nicht schmeckt. Also nur das Allerbeste. Punkt. /// Text und Fotos: Jörg Engelmann



Mehr Informationen unter:

www.whisky-thueringen.de





# Mord ist ihr Hobby

Sie hat einen an der Kokosnuss, sagen die einen. Die anderen reden schon von der deutschen Agatha Christie. Und es lassen sich wirklich Ähnlichkeiten zwischen Miss Marple und einigen ihrer Figuren finden. Denn wenn die Krimiautorin Katharina Schendel eines sein will, dann nicht öde. Erst recht nicht albern. Gern verrät sie Rezepte aus ihrer Krimiküche und wie man überhaupt ein Buch schreibt

Dein letzter Roman »Die Dunkelgräfin und die Kokosnuss« erregt viel Aufmerksamkeit. Es geht um eine Legende in Hildburghausen und den Tumult, der medial veranstaltet wurde. Kommst du damit klar? Ganz gut sogar. Ich bin mit allem, was Marketing angeht, aber von Anfang an auf dem Boden geblieben. Zunächst wollte ich ja gar nicht veröffentlichen, nur für mich schreiben. Ich wurde damals quasi von der Familie gedrängt, mein erstes Manuskript beim Thüringer Krimipreis einzureichen. Ich selbst hätte mich nie getraut. Dass das dann ein Erfolg wurde, war natürlich aufregend. Als ich dann das erste Mal öffentlich gelesen habe, keine Frage, war ich sehr nervös.

Aber du würdest dich nicht für die ganze Welt ausziehen? Natürlich nicht. Neulich war ein Fernsehteam da und ich gewöhne mich nur schwer an den Wirbel. Man kommt ja kaum noch zum Schreiben ... Zum Glück macht mein Verlag zwar die Pressetermine, drängelt mich aber nicht.



Aber gutes Marketing braucht man doch auch als erfolgreiche Autorin? Auch. Ja. Aber nicht ausschließlich. Man braucht zuerst einmal eine gute Schreibe. Ein tolles Facebook-Profil, was tausende Leute mögen, reicht nicht, um ein gutes Buch zu schreiben.

Darüber sollten sich Nachwuchsautoren klar sein ... Darüber, dass man zunächst entscheiden sollte: Will ich auf Teufel komm raus berühmt werden oder will ich schreiben? Das sind zwei Paar Schuhe.

Was ist noch zu beachten? Als Autorin sollte man lesen, so viel, wie rein geht. Alles, von vorn bis hinten, was einem vor die Füße fällt, auch Sachen, die nicht interessant erscheinen. Zweitens sollte man das Schreiben üben - und zwar jeden Tag und ohne die Prämisse, unbedingt zu veröffentlichen. Dieser Prozess kann sich über Jahre hinziehen. Außerdem sollte man viel reisen und sich bilden, alles in sich aufsaugen, Zeitungen lesen, ins Theater gehen, eine eigene Meinung bilden. Und es ist ganz wichtig, Spaß am Leben zu haben. Das alles hängt zusammen, die eine Voraussetzung kann ohne die andere nicht existieren. Der Rest ergibt sich: Zuerst schreibt man für sich. Irgendwann liest es jemand, der nicht mit einem verwandt ist, dann wird man erkennen, ob etwas dabei herauskommt.

Wie sieht dein Schreibprozess aus? Zuerst entwickele ich eine Idee, drehe und wende die hin und her, dann schreibe ich sie auf. Daraus mache ich dann einen Plot. Und daraus spinne ich mir dann ein Exposé. In diesem wird die Geschichte dann bevölkert. Wer sind die Ermordeten? Wer ist der Mörder? Wer der Ermittler? Die Charaktere sollten möglichst gegensätzlich sein, denn nur aus der Gegensätzlichkeit entstehen Konflikte, und diese sind lebenswichtig. Anschließend schreibe ich alles noch einmal, unterteilt in ein so genanntes Szenenbuch. Dann geht es los und ich formuliere Kapitel für Kapitel aus. Dazu braucht man Fleiß und Ausdauer. Ich selbst schreibe eine Seite am Tag, mal mehr, mal weniger. Für 200 Seiten Roman brauche ich, inklusive Lektorat, um die zwei Jahre.

Muss man da im Privaten zurückstecken? Nein. Zumindest für mich ist Schreiben ein Hobby und muss nicht zwingend zum Beruf werden. Außerdem brauche ich meine Familie. Dafür würde ich das Schreiben jederzeit aufgeben.

Sehr bodenständig. Und wie kommt man dazu, Krimis zu schreiben, Leute umzulegen? Inspiration findet man in Filmen, die man gesehen hat, oder in Büchern. Das Hirn produziert dann automatisch Bilder, die man literarisch verarbeitet. Außerdem schreibt das Leben doch die groteskesten Geschichten. Wie die Nachricht neulich, dass jemand eine Leiche per Post verschickt hat ...

Deine Charaktere haben keinen Bezug zu lebenden Personen, oder? Natürlich nicht. Aber ich mag Menschen mit Ecken und Macken. Ich habe auch Macken.

Und du hast immer einen Bezug zu Thüringen, zur ländlichen Seite? Logisch, dass ich Thüringen-Krimis schreibe. Dadurch kann ich viel von meiner Heimat zeigen. Besonders den Gegensatz von Idylle und Verbrechen finde ich sehr interessant. Ein Schuss Humor darf auch nicht fehlen. Negative Stimmung sollte nicht verbreitet und am Ende auch immer alles aufgelöst werden. Es ist Literatur, die unterhalten soll. /// Interview und Foto: Ronny Ritze

# Keine Experimente!

Förderabo jetzt abschließen.

Ja, ich möchte das hEFt für ein Jahr unterstützen und/oder verschenken. Hierzu überweise ich 20 Euro an den Kulturrausch e.V.* und schicke diese Karte ausgefüllt ab. Danach bekomme ich oder der/die von mir Beschenkte die nächsten vier Ausgaben druckfrisch zugesandt. Das Förderabo verlängert sich nicht automatisch. Vielen Dank für Deine/Ihre Unterstützung!	Bitte freimachen.
Meine Adresse:	
Name, Vormame	
Straße	
PLZ / Ort	
E-Mail	
lch möchte das hEFt verschenken, und zwar an:	AN
Name, Vormame	
Straße	hEFt für literatur, stadt und alltag Krämerbrücke 25
PLZ / Ort	99084 Erfurt
	99004 Effult
Datum, Unterschrift	
Bankverbindung: Kulturrausch e.V. IBAN: DE 83 820 700 24 0165 430 000 BIC: DEUTDEDBERF	

#### Neue Bücher

Der Spätherbst brachte neue Veröffentlichungen mit Thüringer Autorinnen und Autoren. Los geht's in Jena. Dort ist seit nunmehr fünf Jahren das Autorenkollektiv Lichtkegel damit beschäftigt, gemeinsam zu schreiben, sich über das Geschriebene auszutauschen und Lesungen zu veranstalten. Einige Lichtkegel, wie Steve Kußin, Uschi Schmidt oder Sarah Teicher, waren mit ihren Texten auch schon im hEFt vertreten. Nun gab es im November nicht nur ein rauschendes Jubiläumsfest im Kassablanca - es wurde auch die Anthologie »Aufgelesen. 5 Jahre liegen hinter uns« veröffentlicht. Unterteilt in neun Themen finden sich 23 Texte, die zuweilen leicht und verspielt, dann wieder ernsthaft und tiefgründig daherkommen. Wir lesen von einem Urlaub mit Herrn Baumgart, von Sex mit Irene und von prachtvollen, langen Gurken. Schön sind auch die Kurzzusammenfassungen der Texte im Inhaltsverzeichnis und die Satzgalerie am Ende der 150-seitigen Broschüre.

Einige der Lichtkegel-Mitglieder haben auch schon Eobanus-Hessus-Schreibwettbewerb erfolgreich Preise eingeheimst. In der gerade erschienenen Anthologie »Treppengeflüster« kann man diese nun nachlesen. Das vom Förderverein Humanistenstätte Engelsburg e.V. herausgegebene Buch enthält alle Preistexte des Wettbewerbes der Jahre 2011 bis 2014. Insgesamt sind 19 Autorinnen und Autoren vertreten, u.a. Anne Büttner, Ann-Kathrin Roth, Jakob Zwiebler oder Jörg Engelmann. Die 128-seitige Anthologie kann man kostenlos im Hochschulladen »Wiesel« in der Erfurter Engelsburg erhalten oder sich auf der Website des Wettbewerbs herunterladen.

Schließlich sei auf ein neues Projekt des Stadtilmer Niederburg Verlages verwiesen. Mit der »Edition S-Punkt« sollen ab sofort Thüringer Autorinnen und Autoren eine Möglichkeit zur Veröffentlichung erhalten. Die Texte erscheinen als kompakte und schlichte Broschüre, die in jeder Aktentasche Platz hat. Den Anfang macht Anke Engelmann mit ihrer Kurzgeschichtensammlung »Amalia«. Witzig, stilsicher und pointiert begibt sich die Erfurter Autorin und Schreibdozentin in ihren meist kurzen Prosastücken zu den großen und kleinen Momenten im Alltag. Ob im Wald, im Krankenhaus oder auf der Straße - überall geschehen überraschende Dinge, mal skurril, mal lustig - und manchmal auch bitter. Einen Auszug gibt's auf Seite 27 in dieser hEFt-Ausgabe.

www.lichtkegel.net www.hessus.eburg.de www.niederburg-verlag.de

#### Schreiben und gewinnen

Schreibwettbewerbe sind wichtige Instrumente der Literaturund Autorenförderung. Sie bieten jungen Schreibenden die Möglichkeit, die eigenen Texte (oft erstmals) »aus der Hand« zu geben und von einer Instanz außerhalb des Familien- oder Freundeskreises bewerten zu lassen. Das kann mit Stolz und Enthusiasmus verbunden sein, aber auch mit Unsicherheit und Enttäuschung, gerade dann, wenn der eigene Text am Ende nicht zu den preisgekrönten zählt. Trotzdem ist es wichtig, ja notwendig, als junger Autor oder junge Autorin diesen Schritt zu gehen, eine Rückmeldung zu den Texten einzuholen und sich mit anderen auszutauschen. Im »stillen Kämmerlein« sind in der Regel der Weiterentwicklung des eigenen Schreibens Gren-

Auf zwei regionale Schreibwettbewerbe für junge (und ältere) Autorinnen und Autoren sei an dieser Stelle verwiesen. Bis zum 31. Januar 2015 können Schreibende aus Thüringen zwischen 16 und 25 Jahren am Jungen Literaturforum Hessen-Thüringen mit bis zu drei Gedichten oder einem Prosatext teilnehmen. Bei diesem größten und traditionsreichsten der hiesigen Schreibwettbewerbe, der gemeinsam von den Kulturministerien in Hessen und Thüringen ausgeschrieben wird, werden zehn Förderpreise à 500 Euro, Teilnahmen an einer Schreibwerkstatt sowie die Veröffentlichung im Jahrbuch »Nagelprobe« vergeben.

Erstmals ausgelobt wird hingegen der Arnstädter Literaturpreis 2016. Der Preis, der von den Literaturfreunden Arnstadt initiiert wurde, soll, wie es heißt, Arnstadts Ansehen als Stadt der Kultur weiter befördern und die Identifizierung der Stadt stärken. Er wird dementsprechend für eine literarisch-historische Erzählung zur Geschichte von Arnstadt von 15 bis max. 25 Seiten vergeben. Bewerben können sich alle Autorinnen und Autoren, die mindestens 18 Jahre alt sind. Der Einsendeschluss für die Manuskripte ist der 26. Februar 2015. Ende September werden dann die besten zehn Erzählungen und Autoren bekanntgegeben und Anfang November 2015 erfolgt die offizielle Bekanntgabe des Preisträgers, der ein Preisgeld von 2.000 Euro sowie einen Adler aus Eiche erhält. Die Besten zehn Werke werden zudem als Buch herausgegeben. Und für alle Langplaner: Der Arnstädter Literaturpreis wird am 23. April 2016 im Saal des Gast- und Logierhauses »Goldene Henne« zu Arnstadt verliehen.

www.literaturfreunde-arnstadt.de

www.hmwk.hessen.de/junges-literaturforum

# Von Erfurt nach Altenburg

Der Förderverein Paul-Gustavus-Haus aus Altenburg ist Thüringer KulturRiese 2014 und folgt somit dem Erfurter Klanggerüst e.V. als Preisträger

Wir könnten jetzt behaupten, wir hätten vor einem Jahr, als es uns in unserer Reihe »Aus der Provinz« nach Altenburg ins Paul-Gustavus-Haus verschlug, genau den richtigen Riecher gehabt. Aber abzusehen war das Anfang Dezember 2013 keineswegs, dass der dazugehörige Förderverein ein knappes Jahr später den KulturRiesen, also den Förderpreis der Soziokultur in Thüringen, abräumt. Der Verein hatte gerade ein schwieriges Jahr hinter sich. Lange konnten wegen brandschutz- und bautechnischer Auflagen seitens der Stadt keine öffentlichen Veranstaltungen durchgeführt werden. So berichtete es uns damals Vorstandsmitglied Isabel Kröber. Inzwischen hat das Café im Erdgeschoss des Hauses wieder eine Nutzungsfreigabe, ist regelmäßig geöffnet und es geht so einiges in der Altenburger Wallstraße. Isabel Kröber ist immer noch aktiv dabei und war eine der Vertreterinnen, die am 14. November 2014 den Preis aus den Händen von Tina Morgenroth (vom Vorjahrespreisträger Klangerüst e.V.) in Empfang nahm. Ähnlich wie im letzten Jahr wollte es der Zufall, dass die lange vorher geplante Preisverleihung an dem Ort stattfand, aus dem auch der Preisträger stammt.

Der Preis ist mit 1.111 Euro dotiert und Stifterin ist, wie in den vergangen Jahren, die LAG Soziokultur Thüringen e.V. Sie setzt sich seit mehr als zwei Jahrzehnten als Dach- und Fachverband für die fachlichen und kulturpolitischen Interessen ihrer Mitglieder aus dem Bereich der Soziokultur und der freien Kulturszene ein. Mit ihren ca. 70 Mitgliedern ist die LAG

Soziokultur Thüringen bundesweit einer der stärksten Landesverbände innerhalb der Soziokultur.

Die Entscheidung über den Preisträger traf eine fachkundige und unabhängige Jury, die vom Vorstand der LAG Soziokultur einberufen wurde. Neben Tina Morgenroth gehörten der diesjährigen Jury Dr. Margret Franz (ehemalige Werkleiterin JenaKultur), Dirk Wendelmuth (Zirkus Tasifan, Weimar), Alexander Lochthofen (Vorsitzender der LAG Soziokultur Thüringen e.V., Erfurt) und Susann Winkel (Kulturredakteurin, Freies Wort, Meiningen) an.

Die Jury zeichnete den Verein aufgrund seines vorbildlichen Engagements aus, eine ehemalige und denkmalgeschützte Malzkaffeerösterei zu einem soziokulturellen Ort zu entwickeln und damit alternative Nutzungsmöglichkeiten für ein Baudenkmal in zentraler innerstädtischer Lage aufzuzeigen. Trotz schwieriger Umstände beweisen die Mitglieder des Vereins, dass es mit viel Engagement, unkonventionellen Ideen und einem intergenerativen Ansatz gelingen kann, das eigene Umfeld aktiv mitzugestalten und somit identitätsstiftend und imagebildend für die eigene Stadt zu wirken.

Für den diesjährigen Förderpreis gingen 28 Bewerbungen von jungen Initiativen, Vereinen und etablierten Einrichtungen der freien Kulturarbeit in Thüringen bei der LAG Soziokultur ein. // ap

www. soziokultur-thüringen.de



## In anderen Dimensionen

Wer wissen möchte, wie das Universum Bruchteile von Sekunden nach dem Urknall aussah, blickt hoffnungsvoll auf das CERN. Das Kernforschungsinstitut bei Genf feierte dieses Jahr seinen 60. Geburtstag. hEFt-Redakteurin Kerstin Wölke stattete dem Jubilar einen Besuch ab

Seit 60 Jahren versorgt das CERN (Conseil Européen pour la Recherche Nucléaire) Fachleute und Laien mit den erstaunlichsten Fragen und Antworten. Hier werden die Bedingungen, wie sie nach dem Urknall herrschten, wieder hergestellt. Im LHC (Large Hadron Collider), dem weltweit größten Teilchenbeschleuniger, werden kleinste, subatomare Teilchen durch einen Tunnel, der den stattlichen Umfang von 27 Kilometer hat, auf nahezu Lichtgeschwindigkeit beschleunigt. In diesem Höllentempo prallen sie aufeinander und zerfallen in noch kleinere Teilchen. Dies wird von hochentwickelten Detektoren und an Monitoren sitzenden Physikern haargenau beziehungsweise wohlwollend registriert.

Kurz nach dem Urknall entstand aus Energie Materie und bis heute versteht noch niemand genau, wie das geschah und warum. Es könnte eigentlich auch nichts geben. In Teilchenbeschleunigern entsteht mit der Materie auch Antimaterie, die, sehr kurzlebig, sich und die Materie wieder annihiliert. Warum blieb vom Urknall nur Materie, aber kaum Antimaterie übrig? Eine andere spannende Frage: Wo ist denn, zerlegt man Materie, das Teilchen, welches ihr Masse verleiht? Materie hat doch eindeutig Masse, aber bis 2012 konnte sie einfach nicht gefunden werden. Ein Teilchen, ein Feld, wer versteht es schon, fehlte noch: das Higgs-Teilchen. Es ist elektrisch neutral und zerfällt schneller, als man gucken kann. 2012 konnte es nachgewiesen werden, ein Irrtum scheint ausgeschlossen.

Das World Wide Web (Wer hat's erfunden?) ermöglicht uns Einblicke in die Welt des CERN. Diejenigen, die der virtuelle Einblick jedoch nicht befriedigt, lädt das Institut über seine Webseite zu einem realen, physischen Besuch ein. Man kann sich für eine kostenlose Führung, die etwa drei Stunden dauert, online anmelden. Dies habe ich getan.

Natürlich, man darf sich nichts vormachen: Das Wesentliche dort ist, zumal für Laien, unsichtbar, ein Besuch aber trotzdem sehr empfehlenswert. Der Beschleuniger selbst liegt unter der Erde. Dort führte die Tour, die ich mitmachte, nicht hin, weil gerade Teilchen umherflitzten. Er sieht von außen wohl wie ein großes, blaues Abflussrohr aus.

Wer Zeit vor einer Führung hat oder einfach nur so im CERN vorbeischauen möchte, kann sich die Ausstellung ansehen. Hier kommen Erwachsene und Kinder auf ihre Kosten. Tafeln und Schaukästen vermitteln eine Einführung in die Grundlagen der Teilchenphysik. Man kann auch selbst experimentieren. Zum Beispiel kann man durch Wechseln von Magnetladungen einen Punkt von links nach rechts selbst ›beschleunigen‹. Ein Film gibt Einblicke in die Geschichte des CERN und zeigt auch einen bärtigen Physiker, der vor einer riesigen Tafel, die von oben bis unten mit Gleichungen verziert ist, erzählt, dass Zeitreisen durch Wurmlöcher nicht unwahrscheinlich seien.

Vom Bahnhof Genf geht es mit der Straßenbahn direkt vor die Haustür des CERN. Wer, aus Frankreich kommend, in Genf umsteigt, hat eigentlich immer Zeit für einen Ausflug in die Physik. Die Zeit wird einem quasi als Einreisegeschenk gegeben. Kommt man nämlich aus Frankreich, muss man durch den Zoll und sobald man in der Schweiz ist, betritt man eine andere Zeitzone. Die Anschlusszüge fahren eine Millionstel Sekunde zu pünktlich ab und die Schweizer reagieren mit Stolz auf Anschlussprobleme, die daraus resultieren, dass aus Frankreich kommende Züge immer ein wenig unpünktlich, hingegen Schweizer Züge immer pünktlich seien. So gewinnt man mehrere Stunden.

Ich wollte in diesem Sommer die Dauer meines Aufenthalts in Genf selbst bestimmen. Die gebuchte Führung durchs CERN sollte Montagmittag sein, ich reiste Sonntagnachmittag an. Im Internet hatte ich das billigste Hotel in der Nähe gesucht und gefunden: das F1 in Ferney-Voltaire.1 Man kann sich sehr einfach vorab über die Busverbindungen informieren, sollte jedoch immer bedenken, dass vor Ort alles ein wenig anders ist, als man denkt. Vor allem am Sonntag. Die Genfer sind es gewöhnt, dass Touristen nicht alleine klarkommen und auch nicht gut Französisch sprechen. Lächelnd bemerken sie auf Französisch: »Ah, sie sprechen nicht Französisch.« Daraufhin sprechen sie weniger schnell, jedoch kaum weniger Französisch.

In Genf fahren viele Busse und jeder hat eine eigene Haltestelle. Wer als Ausländer die richtige findet, bekommt automatisch die Schweizer Staatsbürgerschaft. Ich schaffte es nicht ohne Hilfe. Und fuhr zurück nach Frankreich, dorthin, wo Voltaires Schloss dem Dorf Ferney noch heute aufklärerischen Glanz verleiht. Der Bus fuhr, weil Sonntag, nur bis zum Rathaus, nicht bis zu meiner Unterkunft im Randgebiet, wo auch der Glanz nicht mehr hinreicht. Der Busfahrer beschrieb mir langsam und wortreich den Weg, der nur zehn Minuten dauern sollte. Ohne mich verlaufen zu haben, kam ich eine dreiviertel Stunde später beim Hotel an. Es war schwül, ich fühlte mich sehr unfrisch, jedoch nicht so arg wie die

1) Das CERN liegt genau auf der Grenze zwischen Frankreich und der Schweiz, wer übernachten will, sollte es in Frankreich tun. Allerdings nicht im Formule 1.



Sanitäranlagen im Hotel. Das Zimmer war stockdunkel, das Rollo blickdicht. Ich ließ es hoch und gleich wieder herunter. Ich hatte kurz in andere, gegenüberliegende Zimmer sehen können, die, wie meines, so breit wie die Fenster waren mit Betten darin so breit wie die Zimmer. Viele Gäste ließen ihre Schuhe zur Belüftung aus dem Fenster baumeln, lagen halb nackt auf den Betten vor laufenden Fernsehern. Im Neonlicht glich mein Zimmer einem mit Laken verkleidetem Dixiklo.

Mit einem derartigen Bett konfrontiert, trat ich sofort den Rückzug zu einem Abendspaziergang an. Wenige Schritte vom Hotel entfernt, hatte ich freie Sicht auf die Berge, die Sonne war gerade hinter ihnen versunken und der Mond stand voll am Himmel. Wirklich. Beim Versuch, der Schönheit etwas näher zu kommen, versuchte ich ein Wohngebiet mit Einfamilienhäusern zu durchqueren, was mir in der Dunkelheit misslang. Der erste, den ich nach dem Weg fragen konnte, war ein Mann, auf dessen Terrasse ich plötzlich stand. Langsam und wortreich empfahl er mir einen Pfad, der sich für einen schönen, längeren Abendspaziergang eignen würde. Ich würde am Maisfeld entlang gehen und schließlich an einen See kommen. Froh und ein wenig in Eile, es war ja schon arg dunkel, machte ich mich auf den Weg. Fünf Minuten später stand ich vor einem ausgetrockneten Loch.

Ich war mir noch nicht sicher, hatte aber einen Verdacht. Am nächsten Tag fragte ich wieder nach dem Weg. Der Bus würde fünf Minuten bis ins Zentrum von Ferney-Voltaire fahren, so der Rezeptionist. Dort hätte ich Anschluss zum CERN. Ich fand die Fahrt zwar kurzweilig, doch führte sie einmal ums ganze Dorf herum, durchs Industriegebiet, am Schloss vorbei, zu Schulen und Kindergärten und dauerte sicher länger als fünf Minuten. Der Verdacht wurde bestätigt: Die Menschen, die in der Nähe des CERN wohnen, haben andere Vorstellungen von Zeit und Raum als wir.

Genauso die Angestellten des CERN. Sie sehen aus wie wir, entpuppen sich jedoch auf den zweiten Blick als Aliens aus einem Paralleluniversum. Ein Forschungsziel, das es zu erreichen gilt, ist laut CERN-Webseite die Entdeckung neuer Dimensionen (extradimensions). Wenn ich auch nicht alles verstanden habe, was ich dort gesehen habe, dann das: Sie haben sie entdeckt. Die Mitarbeiter strahlen eine Zufriedenheit aus, die sie zunächst wie eine Glocke umgibt. Spricht man sie an, platzen die Glocken auf und man wird von einer Glückseligkeit verheißenden Wärme umgeben. Und fühlt sich nur noch eines: herzlich Willkommen. An der Rezeption nennt man, wenn man sich vorher angemeldet hatte, seinen Namen und hat sofort ein blaues Besucherbändchen um den Hals baumeln. Man darf nicht alleine auf dem

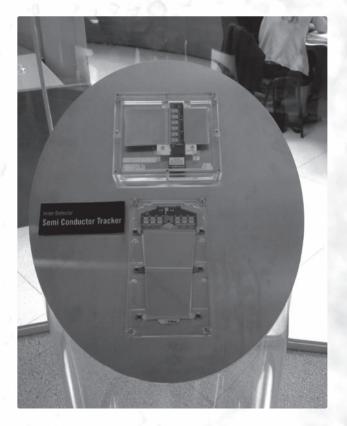
Gelände herumlaufen, wenn man es jedoch aus Versehen doch tut, erntet man ein Lächeln. Man kann sich aussuchen, ob man die Führung auf Englisch oder Französisch machen möchte und wenn man dann trotzdem kein Wort versteht, begegnen einem die Führer mit größtem Verständnis. Die Führungen werden immer von Forschern geleitet, die voll in der Materie stehen. Meine Gruppe wurde von einem jungen Engländer geführt, der selbst emotionsarme Teenager in Begleitung ihrer Eltern mit seiner Begeisterung ansteckte. Man könnte denken, dass diese Parallelwelt so offen ist, um die riesigen Mengen von Energie und Geld, die sie benötigt, zu rechtfertigen und verständlich zu

Wir wurden zuerst zu einem Betonbunker geführt, in dem sich unter anderem ein Detektor befindet und ein Haufen Teilchen, die radioaktiv strahlen. Unser Engländer sprach beruhigend auf uns ein, erklärte, wie strahlensicher die Wände seien und, dass nichts hinausstrahlen könne. Wir lächelten bewundernd. Bis er die Tür öffnete und uns hineinbat (Wegen der radioaktiven Strahlung dürfen Kinder und Schwangere an den Führungen nicht teilnehmen.).

Danach gingen wir zu ATLAS, dem Detektor mit dessen Hilfe das Higgs-Teilchen entdeckt wurde. ATLAS befindet sich direkt über dem Teilchenbeschleuniger und misst alles, was zusammenstößt. Besucher können durch eine Glasscheibe hindurch Physiker beobachten, die auf Bildschirme starren. Sie sehen gelassen, teilweise sogar schläfrig aus. Sie sind die ersten, die etwas entdecken. Sobald etwas passiert, ein neues Teilchen, ein kleines schwarzes Loch, dunkle Materie auftaucht, werden sie erwachen, lachen, weinen, einander herzen und küssen. Dies geschah während meines Besuches jedoch nicht. Und wir standen lange vor dieser Glasscheibe. Das lag nicht daran, dass wir auf neue Erkenntnisse warten wollten, sondern daran, dass sich vor der Scheibe ein Ausstellungskasten mit einem Exponat darin befand, das sich »Semi Conductor Tracker« nannte. Dieses Teil hatte unser Forscher mit entwickelt und er begann zu erzählen. Je mehr er erzählte, desto mehr offenbarte er seine außerirdische Natur. Er begann zu strahlen, wurde immer hinreißender, während seine Worte ihn davontrugen. Schließlich

vergaß er die Zeit komplett und hörte nicht mehr auf zu erzählen. In einer anderen Welt steht diese Gruppe immer noch vor dem Semi Conductor Tracker und lauscht. In unserer Welt wurde der Vortrag durch eine Zwischenfrage beendet und wir mussten alle wieder zum Ausgang. Wir wurden eingeladen, Fragen zu stellen, doch das gelang nur Wenigen, die gleichzeitig rennen und reden konnten.

Jeder, der gerne staunt, der mit Zeit beschenkt in Genf steht, der aus Versehen einen zu teuren Kaffee in der Hand hält, und sich fragt: »What the hell is this dark matter?«, sollte direkt ins Kernforschungsinstitut fahren. // Text und Fotos: Kerstin Wölke











präsentiert 4 Fotografien aus Thomas Raatz Serie "Gegend" raatzional.de / hant-magazin.de





# Weil Liebstöckel den Geschmack viel schöner verstärkt

Von Anke Nußbücker

In was für einer Welt leben wir eigentlich? Die Autoren von ernährung heute, der Zeitschrift des österreichischen Vereins zur Förderung von Ernährungsinformationen und bekannt für seine streng schulmedizinische Herangehensweise sowie seine wissenschaftlichen Beiträge ohne Firlefanz und Esoterik, geben unumwunden zu, dass auch sie nicht wissen, warum eine Hühnerbrühe bei Erkältungen hilft. Da spricht man plötzlich von Behaglichkeit und der Geborgenheit, die von einer dampfenden Suppe ausgeht, wenn die Großmutter sie dem kranken Enkelkind auftischte. Fett musste sie sein, so eine Brühe, und sichtbare Fettaugen sollten darauf schwimmen, da waren sich die Großmütter einig. Mittlerweile schreibt man einer besonderen Fettsäure, der Palmitoleinsäure, antivirale Eigenschaften zu.

»Was Großmütter ahnten« – mit dieser Formulierung müssen wohl die Ururgroßmütter gemeint sein, denn unsere Großmutter väterlicherseits stand in all ihren Jahren im Berufsleben, bekam ihr Mittagessen in der Universitätsmensa und später in der Kantine des Großbetriebes, in dem sie eine leitende Position innehatte.

Für eine Zeit lang mögen das viele als einen großen Fortschritt angesehen haben, die Frau war sozusagen »von der Produktion von Nahrungsmitteln entbunden«, wie der Philosoph Gernot Böhme es so treffend ausgedrückt hat. Aber ein (naturwissenschaftliches?) Gesetz besagt, dass jede positive Wirkung, wenn sie sich weiter und weiter steigert, in eine negative Richtung umschlagen kann. Die gegenwärtige Lebensmittelindustrie scheint an diesem Punkt zu stehen.

Auf so manches industriell hergestellte Nahrungsmittel greife auch ich gern zurück, aber ich maße mir an zu sagen: Seit spätestens den 1970er Jahren übertreibt die Lebensmittelindustrie bei ihren Fertigprodukten an genau den Stellen, an denen das urgroßmütterliche Wissen von der Kochkunst leider verloren gegangen ist.

Jammerschade: Es schmeckt nicht mehr so wie bei Oma und Opa. Unser Gaumen hat sich derart an das angerührte Instant-Brühpulver gewöhnt, dass viele eine traditionell gekochte Hühnerbrühe als fad empfinden. Mit einem Sternekoch können wir es natürlich auch nicht aufnehmen. Dabei ist es im Grunde ganz einfach, die Basis für eine gute Brühe zu schaffen: Sellerie, Petersilienwurzel, Möhren und Lauch, Thymian und Liebstöckel, dazu vielleicht auch Estragon und bitte nicht so zaghaft mit dem Salz.

So manche Urgroßmutter kannte den Trick: An jede Süßspeise eine Prise Salz und an jede herzhafte Brühe ein Quäntchen Zucker. Bereits bei dieser Zutat greift die Industrie zum Scheffel, einem Raummaß, das früher zur Messung von Schüttgütern wie Getreide diente. So können in der Zutatenliste alle Menschen mit sehr guten Augen sehen, dass Zucker in einer gewöhnlichen Hühnerbrühe gleich an zweiter Stelle steht. Und als ob das nicht genug wäre, folgt danach sofort Maltodextrin. Dessen Name leitet sich aus Malzzucker (Maltose) und Traubenzucker (Dextrose) ab. Die Substanz taugt als Füllstoff und kann helfen, einen unangenehmen Beigeschmack zu verdecken. Echte süßlich schmeckende Möhren oder gar Pastinaken sucht man auf der gemeinen Zutatenliste vergebens. Um den enormen Zuckerzusatz wieder auszugleichen, wird mittels Schimmelpilzen hergestellte Zitronensäure hinzugefügt. Das gibt der fertigen Brühe eine kaum merkliche säuerliche Note, vergleichbar vielleicht mit einer Minestrone, an welche die italienische Nonna einige Tomatenstückchen gibt.

Geschmacksverstärker, dieses Wort ist ja heute kaum noch auf Verpackungen zu finden, aber die chemische Substanz, die sich dahinter verbirgt, das Natriumglutamat, entsteht eben auch im Fermentationsprozess einer Soja-Würze oder befindet sich im reichlich zugesetzten Hefeextrakt. All jene, die jedoch unter dem sogenannten China-Restaurant-Syndrom (also einer Glutamat-Unverträglichkeit) leiden, sind weitaus besser beraten, ihre Suppe einfach selbst zu kochen. Eine Zeit lang wurde das wiederentdeckte Pflänzchen auch »Maggikraut« genannt, da es dem Geschmack der gleichnamigen Würze ähnelt. Übrigens ist es winterhart und treibt in jedem Frühjahr neu aus. Getrocknet verstärkt Liebstöckel aus jeder guten Gewürzabteilung von Bio-Supermärkten den herzhaften Geschmack jeder Fleischbrühe. Einige Ingwerstreifen verleihen die gewünschte Schärfe.

**Zutaten für Rinderbrühe (für 3–5 Portionen):** 500 g Suppenfleisch, 500 g Markknochen, 1 Zwiebel, 1 Möhre, 1/4 Sellerieknolle, 1 Zweig Liebstöckel, Thymian, 1 Lorbeerblatt, 1–2 TL Salz, kaltes Wasser, 2–3 Stunden kochen

Aus: Anke Nussbücker: 111 Gründe, selbst zu kochen. Mit freundlicher Genehmigung des Verlags Schwarzkopf & Schwarzkopf Berlin.

### Die Katze

Von Anke Engelmann

Wie lange war das her? Paula, ihre Tochter, inzwischen erwachsen, war noch nicht auf der Welt. Keine gute Phase in Veras Leben. Sie war ziemlich down gewesen. Eine Trennung, Manne, Emil, irgendein Ex. Sie trank viel, tourte durch Kneipen, schleppte Männer ab. An einem dieser Abende traf sie ihn bei Speiche am Tresen. Benny. Benny hatte noch Haare auf dem Kopf, prächtig und schulterlang, und sich den Verstand nicht ganz weggesoffen. »Obwohl ...«, dachte Vera. Vor kurzem hatte sie ihn vor der Kaufhalle gesehen, er war also noch in der Gegend, derselbe Großkotz, ein Kerl, der keine Ahnung hatte, wie jämmerlich er wirkte. Die Scham war ihr ins Gesicht gestiegen, brannte in ihr, immer noch, schnell hatte sie sich weggedreht, froh, dass er achtlos über sie hinweg sah.

An jenem Abend bei Speiche hatte sie ihn sehr anziehend gefunden. Er erzählte von seiner Katze, sie horchte auf, ein Thema war gefunden. Später waren sie bei ihm gelandet, er habe noch Bier zu Hause, hatte er verkündet, und bestimmt war sein Kumpel Krampe, hieß er so?, deshalb mitgeschlurft. Die Katze, ein schwarz-grau getigertes Tier, hatte sie im Flur begrüßt, war dann in die Küche gesprungen. Sie saßen im Wohnzimmer, Vera, Benny und Krampe, den Vera lästig fand. Sie wollte allein sein mit Benny.

»Weiber und Katzen – alles eine Bagage!« Krampes Handbewegung umfasste die ganze Welt. Benny nickte. »Es geht nur ums Materielle. Nur ums Fressen, auf Deutsch gesagt«, ergänzte er mit schwerer Zunge. Krampe wiegte den Kopf. Kling, die Männer stießen ihre Flaschen aneinander. »Ups, leer.« Benny sah zu ihr hinüber. Vera stand auf, holte ihm noch eine. Sie hatte auch schon einiges intus. Sie mochte Benny, weil er eine Katze hatte. Wer Tiere liebt, kann kein schlechter Mensch sein.

Benny wischte sich den Schaum vom Mund und lächelte sie an. Sie lächelte zurück. Und sie? Niemand wartete auf sie, nicht mal ein Haustier. Ihr grauste vor der leeren Wohnung. Sie rückte näher an Benny heran, legte ihre Hand seitlich an seinen Oberschenkel. Wie zufällig. Der andere Typ plapperte belangloses Zeug.

Benny reagierte nicht auf ihre Geste. Sein Blick, versonnen, hakte sich an der Ecke des Couchtisches fest. Man fühle sich schuldig, schon, irgendwie, sagte er schließlich. Ihrem Hintern könne er ansehen, wie beleidigt sie sei. Wie sie jedes Mal hinausstolziere! Vera erschrak kurz, nickte dann, ja, Katzen, die sind so, und strich mit ihrem Mittelfinger vorsichtig über den Stoff seiner Jeans. Benny sah nicht auf. Man mache sich schon Vorwürfe, fuhr er schließlich fort, gut, vielleicht war man ein wenig grob gewesen. »Kann ja mal vorkommen. Musse abkönnen.« Er beugte sich vor, zog mit dem Zeigefinger den Abdruck der Flasche auf der Tischplatte nach. »Und dann sitzt man und wartet auf das Klacken der Katzenklappe.« Er lehnte sich zurück. Sie spürte seinen Oberschenkel. Sehr nah. Sehr warm. Zog die Hand hervor, legte sie auf sein Bein. Krampe schnarchte. »Und dann die Parelski«, Benny richtete sich auf, »diese selbstgefällige Schreckschraube von Parterre. Will die mir erzählen, will die mir doch glatt erzählen, was das Beste ist für das Vieh. Welches Futter und so. Angefüttert hat sie die Katze. Weggelockt. Einfach weggelockt.«

Mit einem Ruck erhob er sich, Veras Hand fiel unbeachtet runter. Er ging raus, sie hörte ein Geräusch aus der Küche, folgte ihm. »Benny?« Die Katze, die auf der Küchenbank gesessen und sich geputzt hatte, stand auf, streckte die Vorderbeine, machte den Buckel krumm. Ein schönes Tier, noch jung, sie sprang auf den Boden, schnurrte, rieb sich an Bennys Beinen, umkreiste ihn aufgeregt. Wartete, dass er sich zu ihr herunterbeugte. Dass er leise und zärtlich mit ihr redete, die Hand ausstreckte und sie streichelte. »Wie ich«, dachte Vera. »Wie ich«.

Doch Benny schwieg. Dann schnaufte er, verächtlich, machte überraschend einen Tritt Richtung Katze. »Scheiß Vieh«, zischte er. Die Katze hielt inne. »Komm her!« Seine Hand, er schnappte zu, hart drückte er den Kopf des Tieres auf den Boden. »Na, auch mal wieder da?« Sie duckte sich, wand sich. »WAS!« Die Katze drehte sich, biss zu. Er schrie auf, mehr Wut als Schmerz. »Benny!« Er hörte nicht, er packte die Katze, vergeblich zappelte sie, einfach stärker war er, unerbittlich hielt er, hob sie hoch am Nackenfell. Schrie sie an, vorwurfsvoll. Sie maunzte verzweifelt, doch er stieß sie mit der Nase in den Futternapf. »Da! Friss!«

»Benny? Hör auf damit! Benny!«

Endlich hatte die Katze sich freigestrampelt und rannte nach draußen. »Benny! Was machst du? Du hast sie verjagt!« Benny grinste. »Ach was, die kommt schon wieder.« Er legte den Arm um Veras Hüfte. »Ich sollte auch gehen«, dachte Vera. Sie griff nach ihrer Tasche, doch da war Bennys Blick, vertrauensvoll. »Ich dachte ... du und ich ... Vera!«

Sie war geblieben. Sie hatten sich noch ein Bier geteilt, hatten neben dem schnaufenden und hustenden Krampe aneinander rumgefummelt, er schläfrig und überrascht, sie mit wütender Beharrlichkeit. Sie waren in Bennys Bett umgezogen, das nach ungewaschenen Haaren gerochen hatte. Benny war eingeschlafen. Sofort. Er schnarchte laut. Vera lag den Rest der Nacht neben ihm, ihre Erregung wollte nicht abklingen. Sie lauschte und wartete, dass etwas passieren würde. Irgendetwas. Als es hell wurde, stand sie auf und zog sich an. Im Wohnzimmer roch es nach schalem Bier und Zigarettenrauch. Klebrige Ringe und Kippen auf dem Tisch, umgefallene Flaschen. Krampe war verschwunden.

Im Bad stank es. In der Küche ebenfalls. Vera griff nach ihren Schuhen, öffnete die Wohnungstür und trat auf Strümpfen hinaus. Die Katze war nirgendwo zu sehen. Vera registrierte es, als sie auf der Treppe in die Schuhe schlüpfte. Von wegen, die kommt wieder.

Aus: Anke Engelmann: Amalia. Mit freundlicher Genehmigung des Niederburg Verlags Stadtilm

# Dr. Straßbergs Arbeit

Von Judith Bernet

Sie waren seine behandelnde Ärztin? Ja.

Wie wirkte Dr. Frank Straßberg auf Sie, als Sie ihn am ... 11. Dezember 2014 das erste Mal trafen? Er war erschöpft. Verstört. Auf mich wirkte er beleidigt ... aber im Geist sehr klar. Er hatte in der vorigen Nacht offensichtlich nicht geschlafen. Die Situation, in die er nun unglücklicher Weise gekommen war, konnte Dr. Straßberg aber genauso kritisch bewerten, wie jeder andere, und er fand sie so absurd wie ich.

Wie sah diese Situation aus? Dr. Straßberg war an Händen, Füßen und Bauch fixiert worden, man hatte ihn mit leichten Mitteln ruhiggestellt, ihm aber keinerlei Einschlafhilfen gegeben. Er hatte einen langen Tag und eine verstörende Nacht hinter sich, trotzdem machte er auf mich keinen sonderlich psychotischen Eindruck. Er war höchstens beleidigt über die Art, wie das Krankenhaus ihn behandelte.

Und war die Behandlung Frank Straßbergs durch das Krankenhaus aus ihrer Sicht gerechtfertigt? Ich war bei seiner Aufnahme am 10. Dezember nicht mehr im Dienst und ich will das Handeln meiner Kollegen nicht aufgrund von Akten beurteilen. Als ich Herrn Straßberg kennenlernte, gegen halb neun am Donnerstagmorgen, waren Fixiergurte und Beruhigungsmittel aber völlig überflüssig.

Aus einem Polizeibericht wissen wir, dass Straßberg am 10.12. dieses Jahres, gegen 21:20 Uhr, vom Dach eines Einkaufscenters und durch ein Megafon die Worte rief: »Wir werden alle Tütensuppen, weil Kartoffeln niemand kauft«. Laut Augenzeugen taumelte er dabei auf der Dachbrüstung herum. Durch den unten stattfindenden Weihnachtsmarkt war die Polizei zum Glück schon vor Ort und konnte Dr. Straßberg vom Dach bewegen, bevor Schlimmeres passieren konnte. Als die Beamten ihn vom Dach führten, verkündete Straßberg dann: »Menschen sind Chips in bunten Tüten! Chips schaden dem Menschen!« Und er selbst wolle die Chip-Chemieära beenden. Wie sie sicher wissen, war er von seinen Thesen fest überzeugt, und dass er körperlichen und verbalen Widerstand gegen seine Einweisung leistete, dürfte ihnen auch geläufig sein. Wie würden sie als Psychiaterin ... ein solches Verhalten beurteilen? Als Psychiaterin kann ich dieses Verhalten nicht ohne dessen Hintergründe beurteilen. Auf den ersten Blick scheint hier natürlich eine spektakuläre Psychose vorzuliegen. Nachdem ich Dr. Straßberg aber kennengelernt habe, werte ich das von ihnen beschriebene Verhalten eher als einmaligen emotionalen Ausbruch. Am 9. Dezember stellte Straßberg eine für ihn wichtige Arbeit - er hat wohl um die fünf Jahre daran gesessen – im Vertrauen einigen Kollegen vor. Einen Tag später wurde er aufgrund dieser Arbeit von der Universitätsleitung beurlaubt. Man gab ihm sehr deutlich zu verstehen, dass an seiner Zurechungsfähigkeit gezweifelt wurde, und verbat ihm, im Namen der Universität zu publizieren. Der Vertrauensbruch seiner Kollegen, die Enttäuschung, die Hilflosigkeit und wer weiß was noch brachten ihn dann in eine durchaus gefährliche Situation. Allerdings war er darüber zum Zeitpunkt seiner Entlassung selbst noch ziemlich erschrocken. Ich habe ihn an einen ambulanten Psychotherapeuten überwiesen und dort hat er sich auch vorgestellt, soweit ich weiß.

War Dr. Straßberg der Meinung, dass Menschen zu Tütensuppen oder Knabberware würden, als sie ihn am 11. Dezember zum ersten Mal trafen? Ja, allerdings.

Und war er dieser Ansicht, als sie ihn am 12.12.2014 entließen? Absolut, Ja.

**Und warum haben sie Dr. Straßberg dann entlassen?** Er gab mir seine Arbeit ... Ich bin zu dem Schluss gekommen, dass er Recht hat.

# **Quirins Sinn**

Von Stefan Petermann

Quirin fällt mir auf, weil er die Tagesordnung leckt. Es ist eine gewöhnliche Tagesordnung, gedruckt auf einem gewöhnlichen Blatt Papier, glattweiß ist es und 75 Gramm pro Quadratmeter schwer, die Buchstaben in Times New Roman geschrieben, schwarze Tinte, keine Graustufen.

Wir befinden uns im Tagungssaal eines Vier-Sterne-Hotels nahe des Bodensees. Mein Arbeitgeber, die Behörde zur Überführung verkomplizierender Detailfragen in den Alltag, hat mich auf diese Konferenz geschickt. Thema soll die Etablierung eines neuen DIN-Formats sein. Die einen plädieren für eine weitere Norm zwischen drei und vier, die anderen zwischen vier und fünf. Beide Seiten haben gute Argumente, sicher wird die Diskussion hitzig geführt werden. Aufregende Tage liegen vor uns.

Quirin sitzt in der Reihe vor mir. Wie alle hat er einen Aktenordner voll mit Informationen, die Konferenz betreffend, erhalten, darunter auch die besagte Tagesordnung. Die Blätter sind mit einer Heftklammer aneinander getackert.

Sein Lecken ist gleichsam hingebungsvoll wie methodisch. Quirin geht zielgerichtet vor. Dazu führt er das Papier in Richtung seines Kopfes. Er bläst die Backen auf, spitzt die Lippen und öffnete sie, so dass die Zunge selbstsicher herausschießen kann. Mit wenigen, abtastenden Bewegungen gleitet die Zungenspitze über die nur auf den ersten Blick ebene Textur, als wolle er verschiedene Stellen kurz antesten. Sobald er sich eingefühlt hat, rollt er die Zunge ganz aus und legt sie schwer auf das Papier. Erstaunlicherweise sondert Quirin dabei keine Flüssigkeit ab, sondern arbeitet sich so am Papier ab, dass sein Lecken kaum nasse Spuren hinterlässt, welche die Tagesordnung nachhaltig beschädigen könnten. Beim Lecken schließt er die Augen und vertraut allein der Geschicklichkeit seiner Zunge.

Quirin ist tadellos gekleidet. Ein tatkräftiger Mann in den späten Dreißigern, in einem Anzug, der nicht zu förmlich ist, sondern den Konturen seines Körper schmeichelt, dazu ein preußischblaues Hemd, das seine Augenfarbe widerspiegelt. Die Haare sind akkurat über den Ohren geschnitten, ohne uniform zu wirken. Anders gesagt: Quirins Äußeres gibt keinerlei Anlass, an seinem Geisteszustand zu zweifeln.

Die um ihn Sitzenden beachten sein Lecken nicht. Niemand stört sich an Quirins Aktivität. Es ist mein erstes Mal auf einer solchen Konferenz. Möglicherweise ist mir etwas entgangen, von dem die anderen, erfahrenen Teilnehmer wissen.

Nachdem sich Quirin an der Tagesordnung abgearbeitet und dabei der eisernen Heftklammer große Aufmerksamkeit geschenkt hat, nimmt er sich weiterer Gegenstände an. Er greift nach dem Kugelschreiber und lässt die Zunge darüber wandern. Er leckt die Kunststoffmappe, in der die Tagesordnung lag, er leckt über sein stummgeschaltetes Blackberry, wobei sich seine Zunge besonders für die winzigen Lücken zwischen den Tasten interessiert, er leckt über die Saft-, Cola- und Mineralwasserflaschen, die für alle bereitstehen. Eine dieser Flaschen – Apfelschorle – schraubt er auf, gießt die blassgelbe Flüssigkeit in ein Glas und hängt dann seine Zunge in das Glas. Die Zunge taucht in die Apfelschorle ein und schlottert schlaff darin. Etliche Sekunden vergehen. Schließlich schiebt er das Glas von sich und legt den Oberkörper auf den Tisch, um so nun konzentriert über dessen äußere Hülle zu lecken. Während des Leckens scheint ihm kein Wort des Redners zu entgehen.

Nach dem Vortrag, während einer Snackpause, beobachte ich Quirin weiter. Geschmeidig bewegt er sich zwischen den Konferenzteilnehmern. Viele scheinen ihnen zu kennen. Manchen leckt er über die Stirn, manchen über die Handrücken. Als er sich einen Tee holt und den Teebeutel auf seine Zunge legt, spreche ich ihn an. Ich bemühe mich um ein unverfängliches Gespräch. Von welcher Behörde er geschickt sei, will ich

wissen, wo er wohne, welche Auffassung bezüglich der DIN-Norm er vertrete, lauter Fragen, die keinerlei Interesse an seinem Leckverhalten offenbaren.

Quirin gibt bereitwillig Auskunft. Er bittet um meine Visitenkarte, die er, als ich sie ihm reiche, mit schnellen, routinierten Zungenschlägen begutachtet. Ich lasse mir mein Erstaunen anmerken. Doch bevor wir unsere frische Beziehung vertiefen können, tritt ein Konferenzteilnehmer an Quirin heran und verwickelt ihn in ein neues Gespräch, das ohne mich stattfindet.

In den Wochen nach der Tagung muss ich oft an Quirin denken. Sein unbekümmertes, forderndes, so selbstverständlich erscheinendes Lecken lässt mir keine Ruhe. Ich ertappe mich dabei, wie auch ich beginne, bewusster zu lecken. Anfangs noch im üblichen Kontext, in dem man ansonsten leckt – bei der Nahrungsmittelaufnahme, beim Zähneputzen, an lieben Menschen –, weite ich mein Leckverhalten systematisch aus und lecke über Dinge, die ich bisher kaum mit der Zunge berühren wollte. Zunehmend betrachte ich Gegenstände unter dem Gesichtspunkt ihrer Leckbarkeit.

Meine Umgebung reagiert mit großem Unverständnis, mit Ekel und Aggression. Ich fühle mich diskriminiert. Gleichzeitig bin ich selbst am meisten von allen beunruhigt über meinen neu erwachten, leckenden Forschungsdrang und frage mich, wohin das alles noch führen soll.

In dieser Stunde der Not beschließe ich, Kontakt zu Quirin aufzunehmen. Es gelingt mir, seine Adresse in Erfahrung zu bringen. Umgehend reise ich nach Köln, eine Stadt, deren Hässlichkeit, wie ich bald feststellen soll, nicht nur mit Händen zu greifen ist.

Wir treffen uns in einem seelenlosen Café nahe des Zentrums. Man kennt Quirin hier, denn uns wird ein Tisch in einer schummrigen, etwas abseits gelegenen Ecke zugewiesen. Auch hier leckt er sich methodisch durch das ihn umgebende Arsenal von Gegenständen: Serviette, Salzstreuer, Speisekarte, Besteck, Deckchen, Plastikblumentopf.

Ich schildere ihm die Probleme, die meine Umwelt mit meinem veränderten Verhalten hat. Quirin hört aufmerksam zu. Er lässt mich ausreden und berichtet dann von seinem Werdegang. Schon seit frühester Kindheit lecke er. Seine erste Erinnerung sei der Geschmack der Haut seiner Mutter. Haare habe er geleckt, Legosteine und Stuhllehnen, die Tapete seines Kinderzimmers und die Emaille der Badewanne, auch lang noch nach der oralen Phase, die jeder Mensch durchleben würde.

»Wie sind die Menschen denn? Sie schauen sich um und niemand stört sich daran. Sie hören, was geschieht und niemand stört sich daran. Sie riechen und unterscheiden zwischen Duft und Gestank. Unbehelligt fühlen sie, wenn sie einander die Hand geben oder ihre Fingerspitzen über Objekte gleiten lassen. Warum also sollten die Menschen nicht auch leckend ihre Umgebung wahrnehmen? Warum sollten sie einen Sinn ausschließen?«

Je länger er spricht, desto lauter wird seine Stimme. Quirin redet sich in Rage.

»Ja, diese Gesellschaft verhält sich dem Geschmackssinn feindlich gegenüber. Für alle Sinneswahrnehmungen gibt es unzählige Synonyme. Fürs Sehen, fürs Hören, fürs Fühlen existieren Synonyme, selbst für ein so unwichtiges Sinnesorgan wie die Nase gibt es mit riechen und schnuppern und schnüffeln verschiedene Ausdrucksmöglichkeiten. Allein schmecken heißt schmecken.«

An dieser Stelle lege ich Widerspruch ein. Ich verweise auf schlecken, schlabbern, suckeln und lutschen. Doch das lässt Quirin nicht gelten.

»Diese Worte benennen nur den mechanischen Vorgang des Leckens und beschreiben nicht dessen sinnliche Wahrnehmung. Zudem sind sie abwertend gemeint. Schlabbern«, ruft er, »schlabbern. Ich schlabbere doch nicht.«

Er schüttelt den Kopf.

»Beim Lecken darf es keine Tabus geben. Wenn es unpassend scheint, muss da gerade die Zunge ran. Auffangsiebe, alte Lappen, verstaubte Anbauwände, gebrauchte Pflaster, Haltestangen in Bussen, Rolltreppenhandläufe – was in der Welt ist, kann auch geleckt werden. Muss geleckt werden.«

»Aber es ist doch meine Freiheit, zu entscheiden, ob ich lecken will oder nicht?«

»Sicher könntest du aufs Lecken verzichten«, sagt er, »Aber dann hättest du dieses wunderbare Leben nicht vollständig ausgekostet. Nicht ohne Grund unterscheiden sich Leben und Lecken nur in zwei Buchstaben.«

Anschließend verlassen wir das Lokal und lecken uns durch Köln. Quirin leckt Häuserwände an, Karosserien von geparkten Autos, Litfass-Säulen. Er fordert mich auf, es ihm gleichzutun.

»Lecken ist gut fürs Immunsystem. Wer leckt, muss seltener zum Arzt.«

So erreichen wir den Hauptbahnhof. Der Dom, dieser monströse Bau, verdunkelt den Himmel. Quirins Blick bekommt die Farbe vergebener Sehnsucht.

»Den Dom zu lecken, jeden Zentimeter Gotik auf der Zunge spüren. Ein Gerüst aufbauen und loslegen. Aber das wird die Diözese niemals zulassen.«

Er winkt ab.

»Der Dom ist nicht alles. Ich sollte einen geschmacklichen Atlas der Erde erstellen. Einmal den Äquator entlanglecken. Durch Dschungel. Über Berge. Tundren und Eisschollen lecken. In Wüsten Sandkorn für Sandkorn. Ich sollte ein Pionier des Leckens sein.«

Er packt mich am Arm und schaut mich nachdrücklich an.

»Lass dir von niemanden diesen Sinn ausreden, hörst du, von niemanden. Du kannst alles lecken, was du willst. Es gibt keine Grenzen für deine Zunge.«

Wir verabschieden uns wie Freunde, als Brüder im Geist. Quirin umarmt mich nicht. Stattdessen kommt seine Zunge halbfeucht über mich. Bereitwillig schließe ich die Augen. Ein wohliger, leicht schaumiger, rein asexueller Schauer durchfährt mich und ich lasse mich mit Quirins Sinn wahrnehmen.

# Frühstück

#### Von Elisabeth Laabs

Heute Morgen hat Max den letzten Sommer mitgebracht und auf unseren Frühstückstisch gestellt. Die Sonne knallte durchs Fenster und ließ die Schokoladenglasur vom Rührkuchen verlaufen und einer rief »Letzten Sommer hat es doch so viel geregnet, lass das Glas lieber zu, jetzt haben wir endlich mal Sonne!« Aber Max hatte großen Appetit auf den letzten Sommer und drehte den Deckel mit einem lauten Klick vom Glas. Ein Pärchen sah sich verliebt an und bestätigte sich augenzwinkernd »Der letzte Sommer war aber auch wunderschön!«, so dass ich mich ein wenig schämte und schnell sagte: »Gib mir auch mal den letzten Sommer, ich war doch letztes Jahr nicht hier.« Und dann nahm ich einen großen Löffel davon aus dem Glas und bestrich mir gleich zwei Brötchenhälften!

## Baklava

Von Sascha Preiß

Javid war in Position. Immerhin. Der Depp hatte allen Ernstes ein helles Kapuzenshirt an und weiße Sneakers, wie zum Abiball seines Bruders. Das Kind. Ey, du Penner, meinte ich, warst auch beim Friseur und hast dich wieder eingedieselt, was? – Ach, halt die Fresse!, tat er beleidigt, sei froh, dass ich überhaupt da bin.

Javid hat allen Grund, sauer zu sein. Bei ihm ist voll die Bombe eingeschlagen. Sein Onkel und seine Tante aus Tunesien bringen seit zwei Wochen unsere Pläne durcheinander. Familie geht über alles, dann legt er immer auf und wir müssen ohne ihn rumstreunern. Zum Glück hat er sich diesmal losgeeist. Guter Junge. Sieht süß aus in seinen hellen Klamotten. Strahlt wie'n Scheinwerfer im Kino. Da würd ich gern mal ganz allein mit ihm hin. Schade, dass er noch nicht auf den Geschmack gekommen ist. Macht sich nix aus Mädchen, das Kind.

Tanja stand bei George und Arne, ich konnte sie von mir aus erkennen. Die sollten sich langsam mal ducken. Hatten nur die Straße zu beobachten und dabei hinter den Autos schön unsichtbar bleiben. Ich gab ihnen wie irre Zeichen, aber die juckte das nicht. Musste ich erst durchklingeln. Wir hatten diese geilen Teile dabei, Walkie-Talkies, voll antik. Bei Tanjas Papa hatten wir 'ne ganze Ladung entdeckt. Total zufällig, bei 'ner Untergrundaktion in der Gegend. George und Arne hatten Spraydosen mit, voll schwules Grün, und dann Stromkästen und so zukleistern. Beim geringsten Geräusch Abgang. Die Tiefgarage unter Tanjas Haus ist die Höhle. In der Ecke steht 'n altes Sofa, das Hauptquartier. Und da stand plötzlich der Karton mit massenhaft uraltem Zeug drauf. Geiler Shit, groß und schwarz, voll die Ziegel. Tanja meinte, die braucht keiner mehr. Also haben wir's ausprobiert. Aber supergeil, mit diesen fetten Kloppern sieht das voll wie Film aus. TKKG und so.

20:00 Uhr begann die Aktion. Diesmal nicht Underground, diesmal stand Klettern auf m Programm. Im Dunkeln. Ich hatte die Seile und so Haken dabei, Javid die Werkzeuge. Tanja drückte wie abgemacht dreimal auf die Signaltaste, dann liefen George und Arne über die Straße zu mir, Javid kam von der anderen Seite. Hinter der Hecke entlang, dann an einer Stelle durchbrechen, auf direktem Weg zum Haus, bis unter die Balkons. Möglichst schnell, möglichst leise. Das Zielobjekt war im zweiten Stock. Ich hätte das noch mehr üben sollen, das fuck Seil kam immer wieder runter. George, der Penner, kriegte sich vor Lachen nicht ein. Arne seierte mich von der Seite voll mit scheiß Tipps, wie so'n Beifahrer. Javid guckte seine Sneakers an und sagte nichts. George funkte zu Tanja, dass wir einpacken könnten. Ich war stinksauer, meine erste allein geplante Aktion krepierte nach nur zwei Minuten volles Rohr. Ich boxte George vor die Brust und brüllte Arne an, sie sollen die Fresse halten. Ich war sauer auf Javid, weil er mir nicht half. Allein mit ihm was durchziehen, auf keinen Fall, das Kind.

Dann guckte er mich an und ging in die Baumleiterstellung. Guter Junge. Aktion geht weiter, sagte ich. Ich kletterte in den ersten Stock. George und Arne danach. Javid guckt ganz ernst, wenn er sich anstrengt. Wie im Sport beim Klimmzüge machen. Bisschen größer könnte er noch sein.

Wir hielten ein Seil fest, dass er sich hochhangeln konnte. Der war im früheren Leben Indianer, echt. Geräuschlos und schnell. Ich zog ihn übers Geländer in den Balkon. Scheiße, er hatte wirklich Deo drauf. Mann, wie krass. Dreht 'n Ding und macht sich schick wie für die Oper. Ich beschloss: Wenn der Plan gelingt, wovon auszugehen war, und wir uns im Hauptquartier die Beute teilen, würde ich ihn voll küssen. War mir egal, was die anderen von hielten. War mir auch egal, was er von hielt. Im Überschwang des Erfolges ist das voll drin.

Aber hey, nicht auf die Belohnung schauen.

Von der ersten zur zweiten Etage war's easy. Aufs Geländer stellen, man konnte schon den oberen Balkon erreichen. Javid schob noch ein bisschen, dann konnte ich drüberklettern. Vor mir lag der Palast.

Die Wohnung war dunkel. Die Einwohner, Mann, zwei Töchter, eine angeheiratete Frau, waren weg. Ich hatte ein bisschen rumspioniert und wusste ganz gut, was dort drin abging und wie man reinkam. Vornerum durchs Treppenhaus keine Chance, Hochsicherheitsschlösser. Ging nur von außen. Zum Balkon raus lag das Schlafzimmer, die verbotene Zone. Am Samstag wurden die Vorräte aufgefüllt. Sowohl fürs Wochenende als auch für die Woche. Im Schlafzimmer lag dazu noch Bares herum, man musste nur wissen wo. Ich wusste es. Während der Woche nichts Besonderes. Aber samstags kam die Katastrophe, da putzte die Frau wie blöde und die Hütte stank nach Frühling und Chemie. Dann ging der Mann los, holte ordentlich Cash und mit dicker Hose fuhren alle einkaufen. Mittags gab's meist irgend 'ne Fastfoodgülle, aber zum Abend war in die Bude richtig was reingekarrt. Das einzig Gute: Nachmittags wurde immer mindestens ein fettes Blech Baklava gemacht, das war schon immer so. Das die Frau aber erst Sonntag freigab, das war neu. Damit keiner ranging, sperrte sie es ins Schlafzimmer. So ein Scheiß. Nichts schmeckt besser als frischer Kuchen. Aber in dieser Familie hier gab es nichts als Regeln, Regeln, Regeln, und die olle Tante, die nicht mal die Mutter der Töchter war, bestimmte, was alles wie zu laufen hatte. Echt unerträglich. Wie das der Mann aushielt, war ein Rätsel, aber eigentlich auch egal.

Die jüngere Tochter, eine gewisse Ayleen, war noch nicht so weit, zu kapieren, was wirklich abging. Die kam gerade in die zweite Klasse. Mit ihren Knopfaugen und den rosa Lillifee-Pullis war alles noch voll Wunderland.

Die ältere aber, die geheimnisvolle Samira, hatte kapiert, was gespielt wurde. Die ging schließlich schon in die Siebte.

Samstagabend jedenfalls stand Besuch auf'm Programm, entweder kam der Bruder von der Frau oder sie gingen zu ihm. Dessen zwei Söhne sahen der ollen Tante total ähnlich und waren ziemliche Idioten, hockten am liebsten vor der Playstation und spielten irgend 'nen Scheiß.

Konnte uns gradmal egal sein, schließlich war die Hütte sturmfrei.

George und Arne waren auf der ersten Etage geblieben, sollten nachher die Beute auffangen und Javid und mir runterhelfen.

Ey Samy, rief Javid, während er sich an der laweden Balkontür zu schaffen machte. Er meinte mich. Ist das nicht irgendwie, sagte er, dann war die Tür offen.

Süß, aber voll das Kind, muss noch auf die Weide. Hat krass keinen Plan. Wir spazierten rein. Große, dunkle Schränke, ein großes, dunkles Bett. Echt keinen Geschmack, die Leute. Nichts anfassen, sagte ich ihm. Auf dem Bett lag das Blech, mit 'nem anderen abgedeckt. Wir schoben die vorgeschnittenen Stücke in eine Plastetüte. Javid schaute mich an, ist das wirklich OK, ich mein, du hast doch 'n Schlüssel.

Ich setzte mich aufs Bett, auf die Seite, wo der Mann schläft, und schob mir Baklava in den Mund. Durch offene Türen kann jeder latschen, gab ich mich lebenserfahren, verschlossene haben voll den Reiz. Ich leckte mir die Finger, krass süß und klebrig das Zeug. Die verbotenen Trauben sind immer am besten, wirste auch noch lernen, Kleiner. Meine klebrigen Finger wischte ich am Kopfkissen der Frau ab. So.

Auf einmal Geräusche an der Wohnungstür. Shit, Family im Anmarsch, kann das sein? Jetzt schon? Schnellstens Abgang. Aber noch schnell in der Nachttischschublade

vorbeigeschaut, ein paar Scheinchen mitnehmen. Javid zog die Balkontür ran, so leise er konnte. Wir hechteten übers Geländer, zum Glück waren George und Arne bei der Sache, sonst wäre ich runtergesegelt.

Auf dem Balkon in der ersten kurz verschnaufen. Wieso hatte Tanja nichts gemeldet, ist die völlig bekloppt?, fauchte ich George an und schleuderte ihm die Baklavatüte vor die Brust.

Einer nach dem anderen sprangen wir runter auf den Rasen, und schleunigst ab in die Hecke. Offenbar hatte uns keiner bemerkt. Dafür war Tanja da. Javid und ich schauten die gar nicht an.

Sie glotzte hoch zum Balkon. Die olle Tante stand da und schaute voll finster. Und dann kam der Mann. Sagte was zu ihr und gab ihr echt einen Kuss. Mann, wenn der Typ diese Frau küsste, fühlte sich das voll Scheiße an. Samira, kommst du?, rief er. Vielleicht nie, murmelte ich. Die beiden gingen rein und dann war Stille. Was ist, fauchte ich Tanja, George und Arne an.

Wir sind dann ins Hauptquartier, das scheiß Baklava schmeckte nicht mehr. Tanja erzählte irgendwas von wegen mein Vater hätte sie entdeckt und festgehalten. Sag bloß noch, er ist dran schuld, wenn du's verkackst, blaffte ich sie an. Tanja fing fast an zu flennen.

Oben auf dem Balkon hat er irgendwie fröhlich ausgesehen, irgendwie einverstanden. Er hatte ziemlich genau in unsere Richtung geschaut. Das gefiel mir nicht. Ganz und gar nicht. Als wäre alles OK. Nichts war OK. Das muss ich denen echt noch mal verklickern. Dass ich absolut nicht einverstanden bin.

# Mononatriumglutamat, zur Abrundung

Von Till Bender

#### »Und?«

- »Was >Und?««
- »Ja was wohl atmet der noch?«
- »Woher soll ich das wissen?«
- »Los, nimm ihm erst mal die Maske ab.«
- »Ey, ich fass den doch nicht an.«
- »Ich hab so eine schon mal gesehen, die sind aus Afrika.«
- »Ach wirklich!?«
- »Ich glaube. Oder Asien. Ob der gesprungen ist?«
- »Mann, du hast vielleicht Nerven. Ich glaub nicht, dass jemand sich nackt auszieht, eine Holzmaske aufsetzt und dann aus Versehen vom Balkon fällt. Hat der sich gerade bewegt?«
  - »Hör mal, ich glaube, das ist der Krankenwagen.«
  - »Und Polizei bestimmt. Los komm.«
  - Aber Reg bewegt sich nicht vom Fleck.
- »Was ist?«, drängt Manu. Reg geht langsam in die Knie und löst dem bewusstlos auf den Fußwegplatten liegenden Mann behutsam die Maske ab. Sein Gesicht ist unversehrt.
  - »Du, ich hab den schon mal gesehen. Der war in unserem Café.«
  - »Ja prima. Willst du jetzt was machen? Mund-zu-Mund-Beatmung oder was?«
- Da treffen Rettungswagen und mehrere Streifenfahrzeuge ein. Die Beamten drängen die Umstehenden aus dem Weg, um Platz für die Sanitäter zu schaffen. Manu zieht Reg energisch hinter sich her, die beiden verschwinden in der Menge.

Zwei Tage darauf, morgens um acht Uhr, klingelt in Manus Wohnung das Telefon.

- »Hallo?«
- »Hallo, ich bin's. Hab ich dich geweckt?«
- »Reg! Nee, ich bin gerade beim Frühstück.«
- Kurzes Zögern am anderen Ende der Leitung.
- »Bist du ... kann ich ..., kann ich kurz noch mal vorbei kommen?«
- »Klar. Aber so in einer Stunde muss ich los.«
- »Alles klar. Danke. Dauert nicht lange. Ich muss ja selber sehen, dass ich zum Flughafen komme.«

Kaum fünf Minuten später klingelt es an Manus Tür. Als sie öffnet, begrüßt Manu ihre Freundin mit: »Du meine Fresse, wie siehst du denn aus? Hast du überhaupt geschlafen?«

Reg schüttelt den Kopf und beißt sich dabei auf die Unterlippe.

»Komm erst mal rein. Ich mach dir einen Kaffee.«

In der Küche setzt Reg sich an den Tisch und stellt ihre Tasche zwischen ihre Füße. Manu hantiert mit Kaffeekanne, Becher, Milchtüte und Zuckerdose auf der Arbeitsplatte. Als sie sich zum Tisch umdreht, entfährt ihr ein spitzer Schrei.

Auf dem Tisch vor Reg liegt die Maske des Mannes von vorgestern Abend. Die ausdruckslosen Augen eines geschnitzten stilisierten, pausbäckigen Kindergesichts schauen sie an.

Manu sinkt auf den Stuhl.

»Tickst du noch richtig? Du hast die mitgenommen?! Das hab ich ja überhaupt nicht mitgekriegt!«

»Ich – ich wollt das nicht. Außerdem hab ich sie auch überhaupt nicht >mitgenommen<.

Ich bin mit dir weggegangen und hatte sie dabei noch in der Hand, und dann hab ich sie automatisch in meine Tasche geschoben, – nach dem Schock und allem. Das ist ja wohl ganz was anderes.«

»Und jetzt?«

»Keine Ahnung. Seit zwei Tagen sitze ich da und lasse mich von diesem Gesicht anstarren; ich fühle mich wie hypnotisiert, dabei hätte ich noch jede Menge vorzubereiten gehabt. Ich will jetzt bloß keinen Ärger kriegen. Und vor allen Dingen will ich spätestens heute Abend am Flughafen sein.«

»Also ich würde die zur Polizei bringen. Und sag, du hast sie unter Schock mitgenommen. Ich glaub's ja auch sofort.«

»Aber dann komme ich heute bestimmt nicht mehr weg.«

»Aber du hast doch sowieso noch kein Ticket. Kannste doch auch morgen fliegen. Da hätte dein Stand-by-Buchungs-Quatsch am Flughafen endlich mal Sinn.«

»Das kommt nicht in Frage, da würde ich mindestens einen Urlaubstag verlieren. Mindestens! Und ich habe mich nicht ein Jahr lang jeden Tag mit Häubchen und Schürzchen verkleidet, um jetzt einen Tag später zu fliegen«.«

»Dann behalt das Ding, und verrat's niemandem. Oder wirf es weg.«

»Auf gar keinen Fall. Wer weiß, was das überhaupt genau ist. Vielleicht ist die total wertvoll oder ... – pfff, Voodoo oder was in der Richtung. Sieht irgendwie unheimlich aus. Ich will die nicht in meiner Wohnung haben.«

»Na, so was kann man ja vielleicht noch relativ unkompliziert rauskriegen.«

Die beiden zücken Notebook und Smartphone, führen eine kleine Synchronrecherche durch und lesen einander ab und zu Informationsfetzen vor.

»Rituelle Tänze ethnischer Gruppen ...«

»Schutzgeister anrufen ..., böse Geister abschrecken ...«

»Hier: ... im Rahmen vielfältiger Rituale und Kulte, beispielsweise Initiationsriten ..., guck mal die hier, die haben alle Kindergesichter, wie deine.«

»Das ist nicht >meine«.«

»Okay: wie die da. Und dann steht hier auch noch, dass solche Initiationsmasken bei diesen, wie hieß das jetzt gleich?, ethnischen Gruppen zu den heiligsten Gütern gehörten, die ein Stamm besaß. Und wenn so eine Maske mal verloren ging, geklaut von einem feindlichen Stamm oder so, dann wurde nicht geruht, bis sie wiederbeschafft war. Gab es anscheinend extra Leute dafür, so eine Art Agenten-Priester ...«

 $\,$  »Schön, das war's. Ich bring sie ihm zurück. Mein Rucksack ist gepackt, ich bring ihm jetzt seine Maske zurück, und dann: fly me von mir aus to the moon, Hauptsache, weit weg hier.«

Man merkt ihr dabei echte, aufgedrehte Gereiztheit an. Sie rafft ihre Sachen zusammen und eilt energisch zur Tür. Manu ruft ihr nach:

»Komm schon, Reg, da wird jetzt schon nicht gleich irgendein Medizinmann hinter dir her sein. Wie willst du sie ihm denn überhaupt zurückbringen? Wohin? Du weißt doch gar nichts über den Typen! Ich glaub ja nicht, dass der jetzt mit einem Eisbeutel auf dem Kopf zu Hause sitzt.«

»Ich überleg mir was. Ich bin stark motiviert!«

Reg sitzt auf dem Fahrersitz ihres geparkten Wagens. Beide Hände hat sie fest um das Lenkrad geschlossen. Sie beobachtet die Straße vor sich. Hin und wieder wirft sie einen scharfen Blick in den Rückspiegel. Schließlich nimmt sie den Blumenstrauß, den sie unterwegs gekauft hat, vom Beifahrersitz und steigt aus.

Dreißig Meter weiter vorn steht sie direkt neben der Stelle, wo vorgestern Abend der Mann auf dem Fußweg lag. Und direkt unter einem offenen Fenster im Erdgeschoss, in dem eine korpulente Frau um die siebzig mit aufmerksamen Augen sitzt, die Ellenbogen fest in einem Sofakissen verankert.

»Tag.«

»Tag.«

»Sagen Sie, hier gab es doch vorgestern einen schlimmen Unfall im Haus ...?«

»Jaja. Der Herr Schwenk aus dem Zweiten ist von seinem Balkon gefallen.«

 ${
m ``Genau. Wissen Sie vielleicht, wie es dem Herrn Schwenk geht? Oder in welchem Krankenhaus er liegt?" (}$ 

Die Frau späht aus schmalen Augen auf die Blumen.

»Sie sind wohl ...«

»Genau, eine Bekannte von Herrn Schwenk.«

»Also ich weiß nicht, wie es ihm geht. Auch nicht, wo er liegt. Aber ich würde meinen, im Ernst-Paul-Stift – das ist das nächste Krankenhaus von hier.«

»Stimmt, das werde ich mal versuchen. Haben Sie vielen Dank.«

Reg trabt zu ihrem Wagen zurück.

»Hallo, Sie, wie ist denn Ihr Name?«

Ȁhhhmelanie Daniels, vielen Dank noch mal!«

Reg hat ihr Auto noch nicht erreicht, da greift die Frau zum Telefon und wählt eine Nummer:

»Ja, hier Martha Gluth. Sie hatten recht, sie war eben hier.«

Sie formuliert eine kurze Personenbeschreibung von Reg.

»Und ihr Name ist Melanie Daniels. Wenn Sie sich beeilen, treffen Sie sie vielleicht im Ernst-Paul-Stift. Ich bin mir ziemlich sicher, dass sie da jetzt hinfährt. – Gerne geschehen.«

Ohne es zu ahnen, folgt Reg im Abstand von etwa zehn Minuten einem Polizeiwagen. Die Polizisten darin sind ebenfalls stark motiviert. Als sie tags zuvor Schwenks Wohnung nach Hinweisen auf die Hintergründe eines möglichen Unfalls, Suizidversuchs oder Verbrechens durchsucht hatten, hatten sie einer Sache nicht genügen Bedeutung beigemessen: In Schwenks Kellerverschlag hatten sie eine leere, gewaltsam geöffnete Dokumentenbox oder Geldkassette gefunden, eigentlich als irrelevant für den Fall betrachtet und sie nur der Vollständigkeit halber in ihrem Bericht erwähnt. Erst ihrem Vorgesetzten war der Gedanke gekommen, dass in den allermeisten Fällen die Menschen ihre eigenen Geldkassetten auch mit ihren eigenen Schlüsseln öffnen könnten. So hatten die beiden Beamten vorhin abermals Schwenks Wohnung aufgesucht, um zu prüfen, ob die Box eine Spur sei, und die in einem Papierkorb liegenden Fetzen einiger zerrissener Briefe näher untersucht. Der Name der Adressatin war dem Polizei-Computer bekannt - es war der eines Einbruchsopfers, deren Fall derzeit bearbeitet wurde. Ein kurzer Abgleich hatte ergeben, dass neben einer Dokumentenbox zwei wertvolle Münzalben, eine hölzerne Maske (Geschenk eines Neffen, vor Jahren als Urlaubssouvenir von einer Fernreise mitgebracht, Wert unbekannt) und eine Zimmerpflanze gestohlen worden waren. Zwei Münzalben hatten die Polizisten im Schlafzimmer gefunden und sind nun auf dem Weg ins Krankenhaus, um Schwenk, wenn möglich, in der Angelegenheit zu vernehmen.

Reg steht mit ihrem Blumenstrauß und einer Plastiktüte an dem Informationsschalter des Ernst-Paul-Stifts.

»Entschuldigung, ich möchte einen Kollegen besuchen: Schwenk ist der Name. Könnten Sie mir seine Zimmernummer sagen?«

»Schwenk, ach, Schwenk! Der Herr Schwenk liegt auf der Chirurgischen, Zimmer E $621\ldots$ «

»Danke.«

Reg macht sich im Laufschritt auf den Weg.

»Aber hören Sie ..., warten Sie, Sie können jetzt nicht zu ihm.«

Im Laufen ruft Reg zurück: »Schon gut, ich will nur schnell was abgeben!«

Beschwingt von dem Glücksgefühl, gleich alles erledigt zu haben, nähert Reg sich der Tür von Schwenks Krankenzimmer. Noch drei Meter, zwei, da wird die Tür von innen geöffnet und zwei Polizisten treten heraus. Reg erstarrt innerlich, läuft aber trotzdem weiter, an Zimmer E 621 vorbei, die Tüte nicht besonders unauffällig mit dem Körper verdeckend. Den Polizisten fällt trotzdem nichts auf.

Ihr ist heiß, als Reg die Treppen hinunterläuft und im Rhythmus ihres kurzen Atems denkt: »Wasmachichjetzt-Wasmachichjetzt-Wasmachichjetzt-Wasmachichjetzt ...« Beim

Informationsschalter kommt sie kurz zum Stehen. Sie reibt sich hektisch mit dem Handballen über Stirn und Schläfen, da hört sie hinter sich eine männliche Stimme sagen: »Verzeihung, vielleicht könnten Sie mir helfen und eine Person ausrufen? Ich suche eine Frau Melanie Daniels. Ich glaube, sie ist zur Zeit hier im Hause.«

Reg fährt es eisig in die Knochen. Ohne sich umzudrehen, stürzt sie zum Ausgang und rennt zu ihrem Wagen. Deswegen bemerkt sie nicht, dass der Mann ihr aufmerksam hinterherblickt – und folgt.

Reg steht am Flughafen vor dem Stand-by-Schalter und hat Glück. Zwei Plätze sind frei in einer Maschine, die in einer Stunde geht. Und das Ziel passt auch: weit weg, warm, wildromantische Wälder. Mehr als genug Zeit, in aller Ruhe das Gepäck aufzugeben. Die Maske hätte sie lieber nicht mehr im Rucksack, aber das lässt sich jetzt nicht mehr ändern.

Als sie ihren Platz im Flugzeug einnimmt, ist sie beinahe wieder völlig entspannt. Ein paar Minuten später erscheint ihr Sitznachbar: ein alter Mann mit langen, glatten, schneeweißen Haaren und sanften Augen. Er gefällt Reg.

Später, als sie ihre Reisehöhe erreicht haben, spricht sie ihn an: »Fliegen Sie auch in Urlaub?«

»Nein«, antwortet der Mann lächelnd und schaut an ihr vorbei über die Wolken. »Es gibt da eine Sache, die mich schon eine ganze Weile beschäftigt, die muss jetzt zu Ende gebracht werden.«

»Klingt ja geheimnisvoll.«

»Vielleicht ist es das. Kann ich jetzt noch nicht sagen.«

Er hat eine angenehme Stimme, denkt Reg. Irgendwie kommt sie ihr bekannt vor, aber sie kann sich nicht erinnern.

Während des Fluges unterhalten sie sich lange. Reg erzählt ihm, dass sie quasi ins Blaue fahre. Der Mann kennt die Gegend, die Reg besuchen wird, genau. Er schlägt ihr vor, an einer der geführten Touren durch die wildromantischen Wälder teilzunehmen, ein darauf spezialisiertes Touristik-Unternehmen habe direkt im Flughafen ein Büro.

Nach der Landung verabschieden sie sich herzlich.

Reg verlebt einen unvergesslichen Urlaub. Tatsächlich ergattert sie noch einen Platz für Kurzentschlossene und reist in einem kleinen Jeep- und Wohnwagenkonvoi vier Tage lang durch die Natur. Ihr privater Höhepunkt der Expedition ist eine einsame Wanderung, die sie am dritten Tag unternimmt. Der alte Mann ist ihr nicht aus dem Kopf gegangen, und sie hat entschieden, hier auch eine Sache, die sie beschäftigt, zu Ende zu bringen. Früh morgens verlässt sie das Camp mit einer leichten Umhängetasche, wandert eine Weile durch den Wald und lässt das Gelände ihre Schritte lenken. Sie steigt eine Anhöhe hinauf. Je höher sie steigt, um so dünner stehen die Bäume. Bald findet sie sich auf einem felsigen Gebirgspfad wieder. Sie hält inne.

Hier irgendwo, denkt sie, denn der Weg wird immer schmaler, der Abhang immer steiler. Da entdeckt sie ein Stück weiter oben eine Struktur im Fels, die eine Nische sein könnte, vielleicht eine kleine Grotte. Das wäre ideal, denkt Reg, das schaff ich noch.

Sie fühlt sich ein bisschen mystisch, als sie einen Schritt in die Grotte hinein riskiert, die Maske aus der Tasche zieht und sie dort im Halbdunkel vorsichtig auf einem Vorsprung ablegt.

Später im Camp erzählt sie, dass sie einen tollen Spaziergang den Berg hoch gemacht und von oben eine Wahnsinnsaussicht gehabt habe.

Hoch über dem Camp fragt sich der alte Mann in der Grotte, ob das Ganze nun geheimnisvoll oder zwangsläufig zu nennen sei. Jedenfalls ist er froh, jetzt mal wirklich ausruhen zu können.

#### Eobanus-Hessus-Schreibwettbewerb

Auf den folgenden Seiten veröffentlichen wir die prämierten Haupt- und Schülerförderpreise des Eobanus-Hessus-Schreibwettbewerbes 2014. Junge Autorinnen und Autoren aus Thüringen im Alter von 15 bis 35 Jahren waren aufgerufen, selbstverfasste Prosa oder Lyrikeinzusenden. Der Wettbewerb wird vom Förderverein Humanistenstätte Engelsburg e.V. mit Unterstützung der Landeshauptstadt Erfurt seit dem Jahr 2001 jährlich veranstaltet. Mehr Informationen zum Wettbewerb: www.hessus.eburg.de

Jurypreis

## Der Fotograf

Von Maximilian Ludwig

Während die Sonne sich in jede Fassade einbrennt, während die Kinder ihre Eishörnchen wie fragile Pokale behutsam durch die Fußgängerzone tragen und ihre Eltern wie in einer Prozession in die klimatisierten Kaufhäuser marschieren, während sich die Leute an den Bushaltestellen die Hitze des Mittags von der Stirn wischen, steht er an der Straßenecke und sieht durch die zitternde Luft den Mimikspielen zu. Glimmende Autos fahren an ihm vorbei, hinaus aus der Stadt zum Badesee. Drin sitzen die, die mit der Sonnenwonne nicht umgehen können, die, die Angst haben, auf dem Bürgersteig festzubacken wie ausgetrocknete Frösche. Denn die Sonnenstrahlen haben längst jeglichen Schatten verbrannt. Nur in wenigen, schwer erreichbaren Ecken konnten sie sich verstecken und bieten noch Schutz. Schutz vor der Sonne, Schutz vor dem Entdecktwerden.

Hier steht der Fotograf. Er öffnet sein Objektiv und setzt auf ein Motiv an. Junge Mädchen stehen an der Ampel und fuchteln an ihren laschen, schwarzen Strähnen herum. Sie unterhalten sich, tonlos für den Fotografen, zu weit weg. Er drückt auf den Auslöser. Kaum hat er diese festgehalten, folgt er schon wieder anderen Gesichtern, bunten Hosen, schnellen Schritten. Im Supermarkt der Eindrücke ist die Auswahl groß. »Sie sparen 30 Prozent.« Alles kann, nichts muss. Man kann das Produkt anschauen, solange man will. Aber anfassen wird er es nie. Er nimmt den Fotoapparat in die Hand. Die Qualität eines Motivs lässt sich erst im Bildausschnitt wirklich klären. Sollte er es zurück ins Regal legen? Vielleicht liegt noch etwas Interessanteres bei der reduzierten Ware. Die Straßenkreuzung vor ihm ist ein langer Gang im Supermarkt. Aber besser noch, als das Industriefleisch aus dem Kühlregal zu nehmen, ist, selbst auf die Jagd zu gehen.

Er schaut sich um – Ist er auch gut versteckt? Vielleicht hat der Fotograf Angst, entdeckt und angesprochen zu werden. Er ist doch Fotograf. Er steht doch nur hier. Er ist doch nur die Suchmaschine, die im richtigen Moment auf den Auslöser drückt. Und mit jedem Drücken des Auslösers entfernt sich der Fotograf einen Schritt mehr von den Motiven. Er hält sie fest, ohne sie auch nur zu berühren. Er berührt nicht und er selbst ist unberührbar. »Ich will nicht, dass das zwischen uns steht. Ich will, dass der Fotoapparat zwischen uns steht.« »Für mein Familienalbum fotografiere ich Unbekannte. Ich mache die Unbekannten zu meiner Familie. Schauen Sie, das waren Sie als Kind ...«

Willkommen zu Hause.

Diese Stimmen hört er nicht. Denn der Fotograf ist beschäftigt. Da vorne ist eine alte Frau gestürzt und einige Passanten eilen ihr zu Hilfe, mit erschrockenen Gesichtern in den Händen. Jetzt muss alles ganz schnell gehen, er darf den perfekten Augenblick nicht verpassen. Sofort setzt der Fotograf sein Bildgewehr an, zielt, legt den Finger auf den Auslöser und ... hört das Geräusch der sich öffnenden Blende, noch bevor er den Auslöser hinunter gedrückt hat. Er senkt den Apparat und dreht sich um. Für einen kurzen Moment sieht er die kurzen schwarzen Haare und den leicht geöffneten Mund seines Fotografen, dessen Apparat ihn fast bis zur Unkenntlichkeit maskiert. Für einen kurzen Moment lässt der Schreck Täter und Opfer, Jäger und Gejagten, Fotografen und Fotografierten gemeinsame Zeit verbringen. Sie sind atemlos, als fühlten sie einander, die Überlegenheit, die Verletztheit. Dann dreht sich der Fotograf um und rennt weg. Das angeschossene Motiv liegt noch für einen weiteren Moment leblos am Straßenrand, ehe es realisiert, was soeben passiert ist. Es spürt den Schmerz der Wunde. Ein tiefer Schuss hat seinen unsichtbaren Körper sichtbar gemacht, festgehalten auf dem Foto eines Unbekannten, festgehalten für sehr lange, schlimmer noch: für immer.

Schließlich rappelt es sich auf und wird fast wieder zum Fotografen. Das fotografierende Motiv folgt dem Fotografierenden. Als es jedoch die Fußgängerzone erreicht, muss es sich eingestehen, dass eine Verfolgung des unbekannten Fotografenobjekts in der eisbeschmierten, schweißklebrigen Menschenmenge aussichtslos ist. Heftig blutend lässt sich das Motiv auf einer von Tauben bekoteten Bank im Schatten eines Shopping-Centers nieder. Es beschleicht ihn der Gedanke, nun selbst Teil eines Albums zu sein. Direkt neben den anderen Motiven. Ganz nah. Ein Gedanke, der die Wunde heftig entzündet. Sein Körper stößt den Apparat ab. Mit diesem Organ wird das Motiv nicht mehr leben können.

# Der Krake mit dem Erdbeerhut

Von Ronny Ritze

Peter geht auf die Straße. Er muss es tun. Es ist warm und vielleicht hilft ihm der Anblick einer hübschen Frau über die schlimmste Unruhe hinweg. Vor dem Haus hält sich der alte Schulze an seinem Besen fest. Er scheint mit dem verdammten Ding verwachsen zu sein. Jeden Tag steht er da, immer an derselben Stelle. In den drei Monaten, die Peter schon hier wohnt, hat er den Alten und seinen Besen noch nie in Aktion gesehen. Die letzte Woche, in der er sich in seine Wohnung eingeschlossen hatte, nicht mitgerechnet. Doch immer steht der alte Schulze auf seinen Besen gelehnt vor dem verflixten Haus und unterhält sich mit Nachbarn. Der arme Besen. Schulze wiegt mindestens zweihundertvierzig Pfund. Peter nickt den beiden zu. Das Gesicht des Alten verwandelt sich zu einem Fragezeichen. »Na Koslowski, wo haben wir denn das Auto gelassen?« Oder: »Na, haben wir es ein wenig übertrieben mit der Musik die ganze Woche?!«

Peter wird zu einem Ausrufezeichen: Jetzt nicht! Er biegt nach links ab, in die entgegengesetzte Richtung. Seine Fäuste graben in die Taschen der Cordhose. Die Luft ist aufdringlich geschwängert von Frühlingsduft, Abgasen und Vogelkacke und genau genommen, ja genau genommen ist es unerträglich warm. Oder es kommt ihm so vor. Eigentlich müssten einem die bepflanzten Rabatten auffallen, die Magnolien und Mandelbäume, Farbtupfer, die viele Menschen so lustig stimmen. Er starrt auf den Asphalt, der endlich trocken ist, bleiern und durchzogen mit Rissen. Seine Lunge und das Herz pumpen. Seine Schritte sind hart und ruckartig. So weit ist er in dieser Stadt noch nie gelaufen.

Saskia tütet für einen Bauarbeiter Bockwürste ein. Peter schaut noch zu Boden, bevor er den Kiosk betritt. Bloß keine Fragen. Und wenn, sollte ihm etwas einfallen. Der Baumeister bedankt sich überfreundlich und hinterlässt sogar ein sattes Trinkgeld, der Sack. Als der Typ endlich abzischt, taucht Peter im Spiegel hinter Saskia auf. Er lässt sich den Beinahherzinfarkt nicht anmerken: Sein Gesicht scheint aus Asphalt geformt zu sein.

»Heute mal zu Fuß?!« Saskia dreht sich bereits um und greift nach den Zigaretten. Ihr Lächeln wirkt wie Kaffee.

»Nein, danke, heute nicht.« Peter kramt nach Kleingeld in der Brusttasche. Saskias Frage klang besorgt und er hat Schweiß auf der Stirn. Warum auch?! Da war sie, dieselbe Frage, die ihn seit vierzehn Tagen das Hirn häckselt. Warum auch sind sie nicht einfach die Umleitung gefahren? Es waren zwei Kilometer mehr. War er wirklich Schuld? Er hatte niemandem etwas getan. Das Auto war Schrott, sonst war nichts passiert.

Ihre Hand hält auf halber Höhe inne; vorsichtig schaut sie in das Spiegelbild. »Kein Auto, oder keine Kippen?«

»Beides. Keine Zigaretten und auch heute mal kein Auto. Dafür eine Zeitung und ein Wasser.«

»Okay«, sagt sie und streicht ihre Ohren hervor. »Ein zukünftiger Nichtraucher. Will-kommen im Klub!«

Wann wird er sie nach einem gemeinsamen Abend fragen? Seit drei Monaten knabbert er an der Formulierung. Jetzt scheint er ihr ein Stück nähergekommen zu sein. Alles oder nichts. Mit einem, der kein Auto fährt, wird sie vielleicht ohnehin nichts anfangen wollen, und dann weiß er, wo er sie einzuordnen hat. »Es ist ein Versuch«, sagt er.

Saskia hält ihre gedrückten Daumen in die Höhe. »Du schaffst das, ich glaube an dich.« Während die Münzen auf die Ablage klimpern, fließt sein Atem ruhig. Seine Augen bleiben kurz in ihren haften. Nichtraucher schmecken tausendmal besser, möchte er sagen und antwortet: »Lieb von dir.«

»Bis morgen?« Ihre Stimme ist vorsichtiger denn je.

Er nickt. Bevor er den Laden verlässt, dreht er sich um. »Ja, klar. Wieso fragst du?«

»Na, du warst jetzt lange nicht da.« Ihre Blicke wandern an der Kasse umher. »'ne Woche, glaub ich.«

Ach ja, die Woche, fast hat er es vergessen. Die Tage hatten sich wie ein Nikotinkaugummi gedehnt, um schließlich zu einem harten, bitteren Klumpen zu werden. »Hab außerhalb gearbeitet. Morgen wieder, klar.«

Er tritt nach draußen und hält die Hand über die Stirn. Ob es ein Morgen gibt, steht noch in den Sternen. Zunächst einmal kümmert er sich um den Wirbelsturm, der seine Brust zerreißt. Er atmet mit gespitzten Lippen aus und muss in Richtung Innenstadt. Seine Füße rauschen dahin, über den Rücken fegt Nordwestwind.

Normalerweise würde die Fahrt sein Gesicht kühlen. Er würde beide Fenster herunterlassen, schneller darf er hier ohnehin nicht, und das Autoradio laut stellen. Er würde es nicht übertreiben mit der Musik, so wie er es die letzten Tage zuhause gemacht hatte, um sich abzulenken. Er würde aber einen anderen Film schauen. Die Typen würden darin keine Rolle spielen. Das Mädchen, das eine zutrauliche Taube füttert. Der Fahrradkurier, der angehalten hat, um hechelnd das Handy zu lesen. Der bärtige Typ, der zwischen zwei Häusern kauert. Der umgeschmissene Müllcontainer mit den Aufklebern würde unwichtig sein. Das geplatzte Abflussrohr neben der Boutique. Oder der Turnschuh, den jemand an eine Laterne gebunden hat. Alles würde draußen vorbeifliegen.

Warum nur hat er sich hinter das Steuer gesetzt und ist durch die Baustelle gefahren? Er hatte geahnt, dass etwas aus dem Ruder laufen würde. Doch irgendwie wollte er vor den anderen auch nicht albern dastehen. Immerhin kannten die sich schon seit Jahren, er ist erst vor kurzem dazugekommen. Also hatte er vorgeschlagen, anstatt die Umleitung in Kauf zu nehmen, einfach geradeaus zu fahren. Immerhin war es mitten in der Nacht und zuvor im Klub hatte er so einiges an Alkohol gehabt. Es würde schon schiefgehen.

Max, der Fahrer, hatte ein zweites Mal gesagt, dass er auf keinen Fall durch die Baustelle fährt, auch, wenn dies der kürzere Weg war. Doch Peter bestand darauf, dass es ein Kinderspiel würde, da es mitten in der Nacht war. Um es zu beweisen, hatten Max und Peter die Plätze getauscht. Peter umfuhr im Schritttempo Planierwalzen, Paletten voller Pflastersteine und freigelegte Leitungen. Als sie schon fast wieder auf der befestigten Straße waren, ging es plötzlich bergab. Er versuchte gegenzulenken und krachte seitlich in einen Graben.

Der Platz ist überbevölkert. Diese Temperaturen locken Sonnenbrillen und luftige Kleider raus. An jeder Ecke lauern entspannte Gesichter. Die Gastronomen haben die Uhren um- und die Stühle rausgestellt und das Angebot zielt auf Sommertouristen. Bisher hatte ihn die ganze autofreie Zone nur zum schnellen Einkaufen angelockt. Jetzt sind seine Beine wie die des Knetmännchens, das er einmal im Kindergarten gebastelt hat.

Auf einer einigermaßen schattigen Bank lässt er sich nieder. Er schlägt die Zeitung auf, doch die Titelseite verschwimmt zugleich zu einer Sprechblase. Er nimmt einen Schluck Wasser und erzwingt ein paar Überschriften; die verdammten Nachrichten sind aber alle dazu geeignet, ihn gleich wieder in ein Loch zu ziehen.

Vor dem Haus gegenüber wirbt ein mobiler Eisverkäufer. Der Kerl, der verschiedene Geschmacksrichtungen in Waffeln abfüllt, arbeitet rasend schnell. Seine Arme schwingen auf und ab und flimmern vier- und fünffach in der Sonne. Den wasserförmigen Kopf

bedeckt ein Strohhut mit einer Banane und einer riesigen Erdbeere. Peter legt die Zeitung zusammen und erhebt sich. Er atmet durch und geht auf den Eisverkäufer zu. Der Krake mit dem Erdbeerhut fragt ihn, was es denn sein soll.

Peter schnappt sich zwei Tüten, wirft dem Kraken das Geld in die Tentakel und rennt zurück zum Kiosk.

Saskias Zähne strahlen, als er ihr von draußen durch die Scheibe zuwinkt. Sie dreht das Schild auf »Geschlossen« und stellt sich zu ihm.

»Ich brauch das jetzt«, erklärt er.

»Die Summe aller Süchte ist gleich«, sagt sie und nimmt ihm ein Eis ab. »Wenn du wirklich aufhörst zu rauchen, kannst du mit zehn Kilo mehr rechnen.«

Sie schweigen in der Mittagssonne, das Eis tropft auf den Bordstein. Ihre Blicke kleben aneinander. Am Morgen nach dem Unfall in der Baustelle hatte er im Internet nach dem Gesetzestext gesucht. Ein Jahr Fahrverbot! Anschließend hatte er sich auf seiner Couch einer nie gekannten Lähmung hingegeben. Wie sollte er ohne Führerschein klarkommen? Die Stunden wurden zu einem Einheitsbrei aus Helldunkel. Irgendwann schaute er in seinen Briefkasten. Als darin das Schreiben zur Anhörung bei der Polizei lag, gab er sein geliebtes Auto an einen Händler. Dann ging er Lebensmittel für eine Woche einkaufen, schloss sich in der Wohnung ein, kappte die Telefonleitung und drehte die Musik laut. Die Wohnzimmerwände vibrierten vom Bass und in seinem Kopf spielte er alle Situationen durch: Er könnte schwarzfahren oder einen polnischen Führerschein kaufen. Dabei könnte er aber wohl nie mehr richtig schlafen. Er könnte auch stehenbleiben, anfangen zu trinken und sich ein Jahr lang den Hintern wundhocken. Führerscheinentzug ist wie eine Beinamputation, dachte er und begann leicht zu zittern und zu schwitzen. Nein, so sollte es nie kommen!

Zwei Tage später sagte er sich: Vielleicht steht ihm das ja, die fehlende Mobilität, und er sieht besser aus, wenn er zu Fuß unterwegs ist. Doch bald folgte auf diesen Gedanken der Befund, dass das alles ebenfalls Quatsch war! Es war ein schmerzhafter kalter Entzug. Und in der gegenwärtigen Gesellschaft sah man dabei nicht sexy aus. Doch wenn es schon wehtun sollte, konnte er es auch richtig durchziehen. Also rauchte er zu allem Übel seine letzte Zigarette und sagte sich: »Bitte alles noch einmal auf Anfang.« Als sei er wieder siebzehn. »Zurückspulen. Klappe, und Action!«

Der alte Schulze hat das nächste Opfer gefunden, das den Tratsch im und ums Haus noch nicht kennt. Als Peter sich nähert, zischelte der Alte etwas hinter vorgehaltener Hand. Peter schenkt den beiden einen schnöden Gruß aus dem Augenwinkel. Wie kann man sich den ganzen Tag von Gerüchten ernähren?! Kein Wunder, dass der Alte aufgeht wie ein Hefeteig. Peter betritt das Treppenhaus nicht, legt seine Zeitung auf der ersten Stufe ab und dreht sich um. Der Dicke erstarrt in seinem eigenen Schweiß, als Peter ihm den Besen abnimmt und beginnt, die Einfahrt zu fegen.

# Ein anderes Wort für komisch

Jurypreis

Von Anne Büttner

Ausgerechnet auf unserem letzten Foto lachen wir nicht. Du nicht, ich nicht, und auch nicht Marie. Keine zusammengekniffenen, spaßbefeuchteten Augen oder vom Gelächter gekrümmten Oberkörper. Keine luftgefüllten Wangen, nur ein Wort, nur einen Blick vom Losprusten entfernt. Keine freigelachten Zahnreihen bei uns und auch kein freigelachtes Zahnfleisch bei Marie. Keine herausgestreckten Zungen oder hochgezogenen Oberlippen, keine verdrehten Pupillen hinter viel zu hässlichen Brillen, keine schiefgelegten Köpfe unter viel zu edlen Hüten – nichts davon. Keine Ähnlichkeit mit uns; mit den Fotos an unserem hundert Jahre alten Kühlschrank oder der speckigen Pinnwand im Flur - ebensowenig wie mit denen am Badspiegel, an der Wohnungstür oder im colaklebrigen, tabakkrümeligen Handschuhfach deines alten Corsa. Nicht gelacht haben wir vorher nur auf einem Bild. Das allerdings gibt es zweimal: einmal in deinem Portemonnaie, einmal in meinem. Da, wo besondere Bilder eben aufbewahrt werden. Besonders schöne oder besonders seltene. Weil für unsere besonders schönen alle Portemonnaies der Welt nicht gereicht hätten, haben wir uns für das besonders seltene entschieden. Das, auf dem du nach mir trittst, weil ich kurz zuvor deinen Superkipper kaputtgemacht habe. Zwei unendlich lange Tage stand unsere Freundschaft damals auf der Superkippe. Muss noch vor unserer Einschulung gewesen sein. Sonst wäre Marie mit drauf und hätte in ihrem Portemonnaie auch ein besonders seltenes Foto gehabt.

Und auch vom zweiten Bild, auf dem keiner lacht, wird sie, obwohl sie dieses Mal mit drauf ist, keinen Abzug bekommen. Ebensowenig wie du. Nur ich als Fahrzeughalter habe einen.

Drei krisselige, nicht lachende, schwarz-weiße Noch-Insassen meines noch sechsscheibigen Dreitürers. Du und ich vorne, Marie mittig auf der Rückbank – den Oberkörper vorgebeugt, den Kopf auf gleicher Höhe mit unseren. Mit der Fellkapuze, die ihr Gesicht wattiert, und ihren zottelbeschuhten Füßen, die sie auf der Mittelkonsole abgestellt hat, sieht sie aus wie ein Yeti. Genau zwischen uns. Alles wieder wie immer. Und trotzdem: Trotzdem das zwischen Marie und mir – deiner, meiner und Maries Freundschaft wegen – geklärt war, siehst du angestrengt aus. Konzentriert. So, als strengtest du dich an, konzentriert auszusehen. Ich hingegen sehe gar nicht aus; nur aus dem Fenster. Trinke ein Bier Richtung Pfand. Schnipse ein zigarettenes Glühwürmchen in die Nachtluft. Um 2:31 Uhr vor fast genau fünf Monaten.

Den Namen der Oberschwester kenne ich immer noch nicht. Vermutlich heißt sie, wie Oberschwestern eben heißen: Hannelore, Irmtraud. Oder vielleicht Hildegard. Ja, wahrscheinlich heißt sie Hildegard. Hildegard also hat gesagt, dass deine Eltern noch gar nicht lang weg sind heute. Zehn Minuten früher, sagt sie, und ich wäre ihnen noch begegnet. Glück gehabt. Ich will deine Eltern nicht sehen, und ihnen begegnen noch viel weniger. Ich könnte es ebensowenig ertragen wie sie. Am Anfang, als der Schock noch rechtfertigte und schützte, haben sie mich mal besucht. Kam mir vor wie eine Ewigkeit, dabei war es nicht mal eine halbe Stunde.

Eine nicht-mal-halbe Stunde, in der nicht gesprochen wurde – nur gestarrt (dein Vater), geschluchzt (deine Mutter), geweint (deine Mutter und ich), geschrien (deine Mutter, dein Vater und ich), gedrückt (dein Vater deine Mutter und deine Mutter mich), geschlafen (ich), gegangen (deine Eltern).

Seither bin ich ihnen nur noch zweimal über den Weg und dann ganz schnell aus ihrem Blickfeld gerollt.

So richtig laufen kann ich zwar immer noch nicht wieder, aber inzwischen ist wenigstens erkennbar, dass ich es vorhabe.

Außer für dich natürlich. Noch nicht. Die Prognosen sind besser, als du aussiehst. Woher ich das weiß? Hildegard hat es mir verraten. Bleibt ja hoffentlich unter uns. Eigentlich darf sie mit mir gar nicht darüber sprechen. Schließlich bin ich kein Angehöriger. Dass ich Betroffener bin, zählt da nicht. Auch nicht, dass ich dich besser kenne als deine Eltern oder sonst noch wer.

Ich hätte gewusst, welche der CDs du am liebsten magst, und nicht deine komplette Sammlung mitgebracht. Inklusive der schmierigen Schnulzenscheibe hier, die dir inzwischen bestimmt auch peinlich ist. War sie mir von Anfang an, deswegen hab ich dir nie gesagt, dass ich die auch hab. Warum ich dir das ausgerechnet jetzt verrate? Weil ich kein Geheimnis mehr vor dir haben will – auch kein noch so unbedeutendes. Trotzdem hoffe ich natürlich, dass es, wie alles andere, unter uns bleibt. Hier. Die. Die Hörspiele – »Fünf Freunde«, super! Was haben wir die gehört, damals! Julian, Dick und Ann, George und Ti-himmy der Huuuu-huu-hund ...

Wie die Famous Five wollten du, ich und Marie auch immer sein. Nur, dass wir eben zu dritt waren und auch bleiben wollten. Muss ich dir ja nicht erzählen. Sowieso komisch, so mit dir zu sprechen. Nein. Komisch ist es nicht, komisch ist das falsche Wort. Aber so lange das richtige mich noch nicht gefunden hat, ist es eben nur anders als komisch.

»Passiv positiv«, »Lebenswertes Nebelleben«, »Weiter unter dem Bewusstsein« ... – haben sicher in sämtlichen Studien super abgeschnitten die Aufnahmen, was? Aber ernsthaft: Bringt das ganze Forschungszeug irgendwas? Ich meine, hilft es? Merkst du irgendwas? Hast du irgendetwas mitbekommen in den knapp fünf Monaten, die inzwischen vergangen sind? Oder auch nur in den letzten Tagen? Ganz einfaches Zeug nur? Zum Beispiel, wo der Trockenstrauß hin ist, der hier auf dem Rollschränkchen stand? Irgendwas musste ich doch mitbringen. Das macht man so. Krankenhausgesetz.

Ich hab kurz überlegt, was mein Irgendwas sein könnte. An Infusionen komm ich nicht ran und Saft oder Schokolade machen keinen Sinn. Ein Buch ebensowenig. Lesen mochtest du nicht und vorlesen mag ich nicht. Der Radiorekorder ist schon da und andere CDs als du hab ich ja auch nicht.

Deswegen also der Trockenstrauß, der jetzt weg ist. Marie war es ganz sicher nicht, und dass eine der Schwestern den einfach entsorgt hat, kann sich Hildegard nicht vorstellen. Also nehme ich mal an, dass es deine Mutter war. Oder dein Vater auf Bitten deiner Mutter. Sie käme bestimmt nie auf die Idee, dir einen Trockenstrauß hinzustellen. Dafür fehlt ihr die Hoffnungslosigkeit. Nein. Lieber sieht sie zu, wie du neben wöchentlich frischen Sträußen welkst. Keine Ahnung – Blumen halt. Mit einer genaueren floristischen Bezeichnung könntest du sowieso nichts anfangen. War dir doch früher auch egal, wie die Blumen heißen, die wir manchmal schnell noch aus dem stinkewässrigen Eimer an der Tankstelle mitnahmen, oder die, die uns im Blumenladen mit einem »Schaunse mal, recht so?« überreicht wurden, wenn wir dort höchstens in Wert und Verpackung, nie aber im Text variierende Sträuße beauftragten. So ganz anders als deine Mutter Woche für Woche Blumen für dich aussuchen wird. Ganz sicher wird sie nicht irgendetwas Buntes, Freundliches für ihren komatösen sechsundzwanzigjährigen Sohn in »Papier reicht, danke« bestellen. Statt gleichgültig entgegenzunehmen, wird sie ganz gezielt wählen. Ganz selbst, ganz bewusst entscheiden, welche der Blumen, aus denen du dir nichts machst, die

schönsten für dich sind. Mein Trockenstrauß zählte offensichtlich nicht dazu. Deshalb ist er jetzt weg, haben sie ihn entfernt. In deiner Anwesenheit. Vor deinen Augen. Als Sohn, nein da natürlich nicht – aber als verlässlichen Zeugen scheinen deine Eltern dich schon abgeschrieben zu haben.

Anders die Polizei, die sich regelmäßig nach dir erkundigt – wenn auch in größer werdenden Abständen. Sie wollen dir Fragen stellen. Die, die weder Marie noch ich beantworten konnten. Ausgerechnet du sollst das können. Aber andere Zeugen gab es damals nicht. Nur dich, Marie und mich. Und das Foto kurz vorher. Bis auf ein Schlingern mehr und einen Baum kurz später konnte auch ich mich nicht erinnern. Konnte nicht mal mehr sagen, warum du gefahren bist, obwohl du mehr getrunken hattest als Marie und ich. Wenn auch nur ein wenig, wie die Tests ergaben.

Nicht mal mehr die hast du mitbekommen. Warst gleich weg, anders als Marie und ich. Hast dich verzogen, die Augen zugemacht: Verschlossen vor allem, was war und nicht mehr sein wird.

Eine Geste nur, ich weiß. Eine leichte Berührung nur, dich spüren zu lassen, dass alles gut ist oder irgendwann wird. Meine Hand auf deiner Hand, an deiner Wange, auf deiner Stirn – egal ... Mein Kopf an deiner Schulter – einen Moment nur ... Ich weiß das. Und so sehr ich will, dass ich es kann, klappt es nicht. Kann ich es nicht. Kann es seit fast fünf Monaten nicht mehr und werde es deswegen nie wieder können. Selbst die kleinste Geste zu groß für mich. Zu groß für dich. Ein Kopfnicken nur, ein Lächeln im passenden Moment: Nichts davon wird es mehr geben. Nicht von mir für dich.

Ja, auch ich hoffe. Anders als deine Eltern zwar, aber auch ich hoffe, dass du nicht mehr beatmet werden musst; dass all die Kanülen, Kabel und Schläuche von dir entfernt werden. Denn nur so kann ich irgendwann auch um dich trauern. Genauso, wie ich es seit vier Monaten um Marie muss. Lieber trauere ich mein Leben lang um dich, als dich dein Leben lang zu hassen.

### **Fort**

#### Von Lara Maibaum

Der Raum, nachthimmeldunkel. Ein einziger weißer Lichtkegel durchbricht die Schwärze, wie ein Scheinwerfer auf den Stuhl gerichtet. Quinn stößt mich mit der flachen Hand gegen den Rücken und sagt mir, ich soll mich auf den Stuhl setzen und stillhalten. Ich tue, was er sagt.

Ein Reh, das im Angesicht des auf es zukommenden schnellen Lichtes stehenbleibt und ein Blinzeln später zerschunden und blutüberströmt am Straßenrand liegt.

Er nimmt mein dünnes linkes Handgelenk, legt es auf die Armschiene, befestigt es mit grauem Teppichklebeband, das er mehrmals herumwickelt, fest anzieht. Mit meinen Waden und Fußgelenken verfährt er auf die gleiche Art. Dann nimmt er seinen Gürtel und behält ihn einen Augenblick in der Hand. Es kostet mich meine ganze Selbstbeherrschung, still sitzen zu bleiben, während er mit dem Gürtel in der Hand vor mir steht. Panik ist eine Art wildes Tier, das unter allem wächst, was man für selbstverständlich und gegeben hält, und eines Tages plötzlich tobend hervorbricht wie ein schlüpfender Drache. Eine instinktgesteuerte Bestie.

Ich bewege mich nicht, wie verlangt. Ich will nicht wissen, was er tut, wenn ich gegen seine Regeln verstoße. Er legt mir den Gürtel um die Hüfte, dann um den Stuhl, zieht ihn fest. Quinn geht wieder hinaus. Als er zurückkommt, verbirgt er mit einer Hand etwas hinter seinem Rücken.

Wir sind allein.

Ich habe viel geweint. Geschrien. Um mich geschlagen. Das war nicht ich. Das war der Drache. Ich beginne zu beten, als ob es mehr nützen würde, denn mich zu beruhigen. Beschütze mich vor dem Bösen.

Er nimmt mein Kinn zwischen die Finger. Quinn sieht mich direkt an. Zwischen unseren beiden weißblassen Stirnen nur wenige Zentimeter Abstand. Ich kann ihn atmen hören.

»Das wollte ich sehen«, sagt er. »Ich wollte schon immer mal eine wie dich sehen, die Angst hat. Jetzt kannst du nichts tun, hmm? Räch dich an mir, aber in diesem Moment bist du in meiner Hand. Angst ist wie ein Werkzeug, um Macht zu erschaffen. Aber sie ist nicht nur das Werkzeug, sondern auch das Material, die Grundlage der Macht. Angst ist nicht statisch. Du kannst sie formen, du kannst sie bearbeiten, wie du willst; du kannst sie gegen jedes Ziel einsetzen, sie ist effektiver als alles, was man auf dem Markt kriegen kann. Das habt ihr doch immer gut verstanden, nicht wahr?«

Beschütze mich vor dem Bösen, oh Himmel, bitte, bitte.

»Mach den Mund auf«, befielt er. Die Stimme eisern, automatisiert.

Ich stellte mir vor, wie er diesen Satz heute schon zum fünften Mal sagt oder zum Zehnten. Jede der neun Personen vor mir weiß, was jetzt folgt, ich weiß es nicht. Ich weiß nur um den Schaden, den es an mir, in mir anrichten wird. Reicht nicht das Wissen? Kann ich nicht diesen Part überspringen und in einer Stunde aus der Bewusstlosigkeit in meiner Zelle aufwachen?

Beschütze uns vor dem Bösen.

»Ich wiederhole nicht wieder etwas«, sagt er. »Mund auf. Ganz einfach.«

In diesem Augenblick weiß man um all die, welche vorher schon einmal hier saßen, weiß man es alles. All die Reden, wie man vergisst, wer man ist. Die Methoden, sich schnell ein Ende zu machen. Dennoch verhält man sich so, als würde man nichts von

alledem wissen. Alle Personen, die einen gelehrt haben, sind nicht hier. Sie sind weit fort. Sie sind nicht einmal in Gedanken zu erreichen, sind nicht mehr existent, wie die Dinosaurier, die bloße Erinnerung unerreichbar.

All die Mantras, die man flehend und betend immer und immer wieder im Hinterkopf hin- und herdenkt, haben ihre Bedeutung verloren.

Beschütze uns vor dem Bösen.

Fuck it

Vielleicht hatten sie niemals eine Bedeutung. Vielleicht gewinnen sie ihre Bedeutung erst durch die Situation, in der sie die letzte Hoffnung werden.

Und ich öffne meinen Mund.

Ein Reh, vor einem Scheinwerfer. Ein siebenundachtzig Stundenkilometer fahrendes Auto. Das Auto wird nicht bremsen. Nicht früh genug. Das Reh reißt die Augen auf und denkt an das große gelbe Licht, das große, gelbe, rasend helle Licht, und es erstarrt.

Er zieht seine Hand hinter dem Rücken hervor. Mir entfährt ein Keuchen, der Drache will aufspringen, er will rennen, fort, fort, fort. Quinn hat ein etwa zwanzig Zentimeter langes, gläsernes Rohr in der Hand. Es hatte den Durchmesser eines Golfballes, an den Enden abgerundete Metallteile. Im Inneren des Rohres strömt ein blauer, fluktuierender Stoff in unregelmäßigen Windungen, wirbelndes Gas. In den Kolonien ist das Gerät als Pavor bekannt, erwähnt immer hinter vorgehaltener Hand. Der Name allein bringt Menschen dazu, auf die Knie zu fallen.

Ich habe es gesehen.

Ich habe es selbst angewendet, unzählige Male. Ich kenne seine Wirkung.

»Es wird geschehen, du kannst nichts dagegen tun«, sagt er unbeeindruckt. »Mich wird nichts davon abhalten, dies hier auszuprobieren.«

Quinn greift mir mit einer Hand in den Nacken, mit der anderen schiebt er langsam das Pavor zwischen meine geöffneten Lippen. Die gläserne Oberfläche drückte auf meine zuckende Zunge, berührte seine Zähne. Es ist kalt, wie gefrorenes Metall. Ich wusste nicht, dass es so kalt ist. Ich keuche wie ein asthmatisches Tier. Jeder Muskel meines Körpers spannt sich an, eine Katze, die zum Sprung ansetzt und doch nicht springen kann.

Alles ist da und klar und hat doch keine Bedeutung, alles ist so gering, selbst mein eigenes Leben, alles wird fort sein, es wird keine Rolle spielen.

Seine Augen glühen wie winzige Kohlestücke, als seine Finger zu dem runden Metallkopf am Ende der Röhre wanderten. »Keine Sorge«, höre ich ihn hämisch sagen. »Wir fangen ganz sanft an.«

Er drückt die Metallscheibe hinunter, ich sehe es, ohne es zu realisieren. Für einen Augenblick geschieht nichts.

Schwarz, als wären meine Augen zwei verbundene Glühbirnen, zwischen denen jemand den Draht durchgeschnitten hat. Eine gewaltige Kugel aus schwarzer Lava donnert auf mich herab. Ich will schreien, aber meine Stimme ist verschwunden, mein Herzschlag nur noch eine verblassende Erinnerung. Von mir gibt es nur noch den Rest einer nackten Seele, um mich herum ein schwarzes glühendes Flammenmeer. Die Kugel hebt sich. Sie ist aufgeladen. Blitze zucken in meinem Kopf, ich will sterben, in der Lage, mich zu bewegen, zu schreien, das Reh, das Licht, der Drache, Quinns Augen, es muss alles nur eine Illusion sein, nur eine Illusion, es ist nicht echt, ich kann nicht atmen, es ist eine Illusion.

Die Kugel explodiert in einem elektrischen Gewitter.

Fort.

Mein Gehörsinn ist etwas schneller wieder da als mein Augenlicht. Quinn lacht hart. Er wartet ein oder zwei Minuten, bis ich meinen unkontrolliert zuckenden Körper wieder beherrschen kann, dann beginnt er wieder zu sprechen.

»Na los. Sag es.«

»Bitte«, flehe ich. »Gnade, bitte.«

»Braves Mädchen.« Er hebt meinen Kopf erneut, beinahe desinteressiert. »Ich könnte es noch einmal tun und noch einmal und noch einmal, mit einem höheren Grad an Angst und Schmerzen, und, glaub mir, ich würde es auch gerne tun, so lange, bis du mir

wimmernd die Füße küsst. Aber das werde ich nicht. Das ist nicht in unserem Sinn. In unserem Sinn ist, dass du erfährst, was du den Leuten angetan hast.«

Ich versuche, an etwas zu denken. Dieses Etwas zerspringt in aberhundert kleine Scherben. Beschütze keine Ahnung wen. Ich kann an nichts denken. Zum ersten Mal in meinem Leben kann ich an nichts denken. Fort. Die Worte sind fort. Alles von Wichtigkeit ist fort.

Die Kugel hat es mit sich gerissen; alles ist gefallen.

Er bewegt den Pavor wieder ein wenig, er spielt, aber sein Daumen liegt nicht mehr auf der gewölbten Metallscheibe.

Ich kann nicht mehr atmen.

»Ganz ruhig«, sagt er leise, als er es bemerkt. »Ich tue dir nichts. Ganz ruhig.« Er spricht wie mit einem Tier, das stillhalten soll, damit man es schlachten kann.

»Schau mir in die Augen.«

Ich schaue ihm in die Augen. Sie haben die Farbe von tiefgefrorenen, blauem Polareis. Er zeigt keine Regung, die über gelangweilte, desinteressierte Routine hinausgeht, aber vorhin war da noch mehr, da war eine Flamme, als er den Auslöser herunterdrückte.

»Ab jetzt wird es einfach«, sagt er, als er langsam mit einer Hand beginnt, das Klebeband zu lösen. »Du warst brav. Du bekommst ein paar Tage, um den Schock zu überwinden. Dann werden wir dich zu deinen Leuten zurückschicken und du wirst nach und nach ihre Waffenstellungen, Barrikaden, Abschusscodes verraten. Ihr mögt in der Überzahl sein, aber das System, das ihr verteidigt, ist alt, krank, verloren. Kurz gesagt – ihr seid die Bösen, Kleine. Wir sind die Guten.«

»Warum?«, bringe ich hervor.

»Ihr habt meine ganze Familie umgebracht. Meine beiden kleinen Kinder, meine Frau, meinen Bruder. Meine Freunde wurden in euren Gefängnissen zu Tode gefoltert oder haben in euren Arbeitslagern geschuftet, bis sie umfielen. Meine Eltern wurden von eurer Geheimpolizei abgeholt, aus der Welt gelöscht, und ich kann mich nicht mehr an ihre Gesichter erinnern.«

Er hat den Pavor noch in der Hand.

Dann steckt er ihn fort.

Es ist vorbei. Es ist fort. Tränen rinnen mir über das Gesicht. Alles fort, mein Charakter, meine Ängste, Gebete, Freuden, Schwüre, Versprechungen, der Drache, fort.

Ich bin ein unbegangenes Schneefeld.

»Du hast mich um Gnade gebeten. Das nennt man Gerechtigkeit. Mir ist klar, dass du davon noch nie gehört hast.«

Er löst den Gürtel, löst die Fußfesseln.

Als er vor mir steht, glaube ich, ihn schon sehr lange zu kennen. Ich weine haltlos, bringe nicht mehr hervor als das eine Wort, *danke*, erstickt und erleichtert.

So oft habe ich Leute wie mich nun gesehen. Sie flehten mich auf Knien um Gnade an. Sagten, ich solle ihre Familien nehmen, nicht sie.

Ich habe ihnen nie Gnade gegeben.

Fort.

Auch das. Es ist fort.

Da sind nur Quinns Augen. Der Mann mit dem Gürtel in der Hand. Ich weiß, ich werde ihn niemals vergessen. Ich werde seine Augen sehen, wenn ich jemals wieder lachen, weinen, fliehen oder fangen, lieben oder verlassen sollte.

Ich werde es nie wieder tun.

Polareisblau.

»Ich hoffe, deine Schatten werden dich und deinesgleichen eines Tages nieder hetzten«, sagte er hasserfüllt und verlässt den Raum.

#### Schülerförderpreis

## Schöne Welt

für Allen Ginsberg

Von Konstantin F. Petry

Ewig umschlungen das Eins ineinander egal wie zerbrochen es auch scheint das Ganze

das Leidende Zersprengte

auf den Straßen die Verstoßenen Weisen Heiligen

in den Bars die Buddhas der Tiefe des Glases mit rotunterlaufenen Augen & einem im Tee verzweifelt für so viele schon verstorben

aufgegeben von der Welt

der heilen Welt der ewig heiligen Familie

verstoßen aufgegeben die die so heilig sind wie alle anderen

wie die gesunden Menschen in den gesunden Häusern mit den gesunden Familien die zerbrechen die sterben sich verlieren in einem Strudel der wahnsinnigen Normalität in der Anonymität Verfremdung

Digitalisierung Globalisierung Entmenschlichung

die folgt auf Schritt & Tritt mit unserer Begeisterung für die Entweltlichung

& ihrer Kälte dem mechanischen Schritt die lieblose Welt

hyperventilierend gestört wunderbar auf dem Sprung immer vernetzt

stets & ständig erreichbar zusammen wachsend

leidend wie eh & je das Ganze

ewig jeder gleich verflochten miteinander leer auf dem Sprung on the run on the road irgendwohin sich betäubend

im Stahlgewitter der Öffentlichkeit

geistlos tief in jeder Pore

Oberflächenkratzen als Höchstes der Gefühle in der Schlagzeilenemotionsmaschinerie so viele Tatsachen keine Fragen

kein einziges menschliches Wort nur verfälschte Gefühle vor der Werbepause

dem Blitzlichtgewitter des Kommerzes

alles ist kaufbar jeder ist käuflich alles ist wunderschön in der Barbie-Plastik-Welt alles käuflich jeder bezahlbar

in der Presslufthammersinfonie ohnmächtiger Akustikwellen stöhnenden Fleisches künstlicher Gesichter strahlend weißer Spiegelzähne

jeder ist schön jeder ist bezahlbar verfügbar freundlich gut reich intelligent jeder ist wunderbar alles ist großartig so wie es ist alles käuflich jeder bezahlbar niemand sagt ein falsches Wort alle sind so verständnisvoll

im Fernsehen im Radio überall

keiner der noch kritisiert keiner der dazwischenredet

keiner der auf die Nerven geht

alles geht seinen Gang im Gleichschritt

keiner weicht ab Gott an den eigentlich keiner mehr glaubt sei Dank

keiner weicht ab keiner sagt ein einziges Wort

jeder spricht & ist doch am Schweigen

wozu auch wenn man Gefühle so einfach fälschen kann

ein bisschen Drama auf dem Fernsehschirm

Feuer Hurrikane Amok-Lauf Krise &schon schrumpft das Hirn

& alles geht wieder den gewohnten Gang

### Vom Gehen und Bleiben

Von Luisa Brock

Es war still im Zimmer. Lukas mochte diese nächtliche Stille. Sie war nicht tot. Man konnte das Leben spüren, das sich hinter den Mauern der Häuser schlafen gelegt hatte und ausruhte. Müde, aber lebendig. Er blickte zum Fenster. Das gelbe Licht der Straßenlaterne fiel auf die nasse Fahrbahn. Es hatte geregnet zwischen eins und zwei. Lukas wusste das, denn ungefähr zu dieser Uhrzeit war ihm klargeworden, dass er in dieser Nacht keinen Schlaf mehr finden würde. Das war in Ordnung. Es passierte öfter, war zwar nicht schön, beunruhigte ihn aber nicht weiter. Es musste jetzt angenehm draußen sein nach dem Regen. Nicht mehr so brütend heiß wie in den letzten Wochen. Vielleicht sollte er ein Stück gehen ...

Der alte Mann schlug die Augen auf. Der Wecker warf die Uhrzeit in roten Zahlen an die Decke. Mitten in der Nacht ... Er seufzte. Je älter er wurde, desto eher wurde er wach. »Wie schwachsinnig eigentlich«, dachte er, »als ob ich heute mehr verpassen würde als früher.« Heute würde er nicht mehr schlafen können. Er blickte auf den leeren Platz im Bett neben sich.

Am Anfang hatte er sich jedes Mal erschrocken, wenn er wach wurde und sie war nicht da. Oder er hatte überlegt, wo sie um diese Uhrzeit sein könnte. Sie waren immer gemeinsam ins Bett gegangen. Fünfzig Jahre lang. Nahezu jeden Abend. Am Morgen stand sie immer zuerst auf.

Das Haus grenzte fast an den Wald. Nur eine große Wiese lag dazwischen. Auf dieser Wiese könne man sehen, wie der Morgen geboren wurde, hatte sie einmal zu ihm gemeint. Und sie begrüßte den Morgen immer. Jeden Tag war er davon aufgewacht. »Was machst du?« – »Nach dem Rechten sehen«, hatte sie geantwortet. Immer. Deswegen stand sie zuerst auf. Jeden Morgen. Fünfzig Jahre lang. Bis vor einem halben Jahr. Er war fast überrascht, dass die Sonne trotzdem aufging. Obwohl sie nicht aufgestanden war, um sie zu begrüßen. Ja er war fast erschüttert, dass der Morgen begann, obwohl sie kalt und starr dalag. Neben ihm. Im Bett. Er blickte aus dem Fenster. Zum Wald. Zur Wiese. Nebelschwaden hatten sich gebildet und waberten als unförmige Gestalten durch die Dunkelheit. Vielleicht sollte er nach dem Rechten sehen.

Das Pfatschen seiner Schuhe auf der nassen Straße klang unglaublich laut durch die Straßen. Diese Stadt war still. Es war zu spät, als dass noch jemand unterwegs hätte sein können. Doch auch, wenn er früher unterwegs gewesen wäre, Lukas bezweifelte, dass er nach Anbruch der Dunkelheit noch viele Menschen angetroffen hätte. Eigentlich traf man hier nie viele Menschen. Es gab keine Disko, aus der Betrunkene laut grölend heimtorkeln, keine Bar, aus der enttäuschte Singles leise heimschlurfen konnten. Es gab kein Kino, aus dem frisch Verliebte kichernd und flüsternd hätten heimhuschen können. Eine Kneipe gab es, aber die schloss mit dem letzten Gast, und der blieb hier selten bis nach neun. Diese Stadt war schon fast tot, fand Lukas. Er sehnte sich nach Geschäftigkeit und Leben. Nach Menschen und Geräuschen und Lichtern in der Dunkelheit. Nach dem Geräusch von Straßenbahnen und feiernden Fußballfans und der gedämpften Musik, die aus Nachtclubs schlug, wenn jemand die Tür öffnete. »Hab Geduld«, sagte er sich, »bald wirst du Lärm haben, wenn du nachts auf die Straße gehst. Bald bist du hier weg.«

Der alte Mann hatte beschlossen, noch einmal durch die Stadt zu gehen. Es war noch Zeit, bis sich der Morgen über der Wiese erheben würde. Dann würde er dort sein. Aber bis dahin ging er noch einmal durch die Straßen, die ihm so vertraut waren. In denen er als Kind gespielt hatte. Oft Verstecken oder Fußball. Manchmal Krieg. Mit Stöcken und Steinen. Ein Ortsteil gegen den anderen. Er schüttelte den Kopf. Wie dumm Kinder sein konnten. Als wären die Zeiten nicht kriegerisch genug gewesen. Deswegen hatte die Mutter immer über dieses Spiel geschimpft. Aber Kinder dachten anders. Erst später hatte er sie verstanden.

Lukas ging an seiner Schule vorbei. Die Fenster waren leer und dunkel. Noch zwanzig Schüler weniger, und sie würden dunkel bleiben. In wenigen Stunden würden die Lichter angehen, müde Lehrer und noch müdere Schüler würden in die Klassenzimmer strömen. Hier begannen ihrer aller Geschichten. Einige von ihnen würden eine Ausbildung machen, andere studieren, in Betrieben der Umgebung lernen, sich etwas aufbauen. Vielleicht würden einige sich selbstständig machen, ein Unternehmen im Tal gründen, hier arbeiten, hier leben, hier sterben. Manche würden weggehen. Die meisten würden weggehen. Lukas auch, da war er sicher. Die Menschen, das Wetter, die Träume, die hier niemals Wirklichkeit werden würden. Es deprimierte ihn. Die Stadt starb, das spürte er. Ein Schiff, das schon zu lange auf See war. Lange würde es nicht mehr fahren, und er hatte keine Lust, mit ihm unterzugehen.

Es war nicht immer einfach gewesen in der Stadt. Manchmal hatte der alte Mann ans Weggehen gedacht, aber er hatte hier seinen Platz. Er hatte hier gespielt, gelernt, geliebt, geheiratet, hatte viele Menschen gewonnen und verloren. Wie viele andere, denen die Stadt ein Zuhause gewesen war. Aber sie hatte sich verändert im Laufe der Zeit, war älter geworden, verschlossener und leerer. Es gingen mehr Menschen, als zurückkamen, starben mehr, als geboren wurden. Sie wollten kein Zuhause, sie wollten ihre Träume leben. Und die hatten eine andere Kulisse. Wärmer, heller, lebendiger, mit mehr Firmen, die international erfolgreich waren, mehr Chancen, wie sie glaubten. Mehr Läden, Nachtclubs, Theater ... Er sah auf die Uhr. Wenn er den Morgen beginnen sehen wollte, musste er zurück.

Lukas bog in die Straße zu seinem Haus ein. Bald würden seine Eltern aufstehen und er wollte nicht erklären müssen, wo er gewesen war. Seine Mutter würde Frühstücksbrote schmieren. Drei Stück, eins für sich, eins für Lukas und eins für seinen Vater. Dann würde sie ihre graue Tasche nehmen und in die Bäckerei gehen, wo sie als Verkäuferin arbeitete. Wie immer. Vermutlich wusste sie genau, was sie dort tun würde, wie jeden Tag. Sein Vater würde zum Arbeitsamt gehen. Er war Koch, eigentlich, aber mittlerweile tat er auch jeden anderen Job, damit das Geld reichte. Die Leute gingen einfach nicht mehr weg in dieser Stadt. Sein Vater hatte das nicht kommen sehen, als er damals seine Ausbildung anfing. Lukas glaubte zu wissen, was kam, glaubte zu sehen. Und was er sah, war anders. Woanders.

#### Das nächste hEFt erscheint am 27. März 2015

Offene Redaktion: 28. Januar

hEFt-reliest: 27. März

Redaktions- und Anzeigenschluss: 20. Februar

Kontakt: redaktion@heft-online.de

Thema: An ihren Früchten könnt ihr sie erkennen

#### hEFt sucht

Das Thema der nächsten Ausgabe ist »An ihren Früchten könnt ihr sie erkennen«. Wir suchen Schreiber/innen, Zeichner/innen und Fotograf/innen, die zu diesem dankbaren Thema einen Beitrag leisten möchten. Bei Interesse meldet euch unter: redaktion@heft-online.de oder telefonisch 03 61 – 2 11 59 66.

#### hEFt zum Mitnehmen

Erfurt Bibliothek am Domplatz, Buchhandlung Peterknecht, Buchhandlung Tintenherz, Café Füchsen, Café Nerly, Café Tikolor, Café Wildfang, Campus Hilgenfeld, Comic Atac, Copy-Team, double b, Franz Mehlhose, Haus Dacheröden, Henner Sandwiches, Café Hilgenfeld, Klanggerüst, Kinoklub am Hirschlachufer, Krämerbrücke 25, Kunsthaus, Opera Hostel, Peckham's, Radio F.R.E.I., RedRoXX, Speicher, Stadtgarten, Engelsburg, Weinstein Le Bar, Waschsalon Schongang, Zuckerdose // Altenburg Paul-Gustavus-Haus // Gera Clubzentrum COMMA // Gotha art der stadt // Greiz Alte Papierfabrik // Jena Café Wagner, Kunsthof Jena // Meiningen Kunsthaus // Nordhausen studio 44 // Rudolstadt saalgärten // Saalfeld SRB Offener Kanal // Weimar ACC, mon ami

hEFte zum Herunterladen unter www.heft-online.de













#### Autor/innenverzeichnis

TILL BENDER, Autor und Drehbuchschreiber, Bremen // JUDITH BERNET, 18 Jahre, aus Oehrenstock (bei Ilmenau), gewann 2012 einen Schülerförderpreis beim Eobanus-Hessus-Schreibwettbewerb // LUISA BROCK, Jahrgang 1998, geboren in Zella-Mehlis, besucht derzeit das Heinrich-Ehrhardt-Gymnasium in Zella-Mehlis // ANNE BÜTTNER ist älter als sie aussieht, schreibt und atmet gern (am liebsten zeitgleich), www.annebuettner.de // ANKE ENGELMANN, freiberufliche Journalistin, Dozentin und Texterin, lebt in Erfurt, www.poesiebuero.de // JÖRG ENGELMANN, Jg. 1982, ist glücklich und zufrieden, als übersättigter Wessi im kargen Osten angekommen zu sein // INGA HETTSTEDT und THOMAS SCHMIDT, Kulturquartier Erfurt e.V. // REINHARD HUCKE, Jg. 1976, Medienwissenschaftler und Rundfunkredakteur u.a. bei Radio Funkwerk, Erfurt // ELISABETH LAABS, 1981 in Erfurt geboren, arbeitet normalerweise als Assistenzärztin, ist zurzeit aber hauptberuflich Mutter // MAXIMILIAN LUDWIG, Jahrgang 1991, geboren in Wuppertal, lebt in Weimar, Lesungen auf Lesebühnen in Erfurt, Leipzig, Jena // LARA MAIBAUM, Jahrgang 1999, wohnt in Gotha und geht dort auf das Arnoldi-Gymnasium; Gewinn eines Preises beim Wettbewerb Thüringer-Buchlöwe 2013 (Kategorie Lyrik) und Teilnahme am Poetry Slam in Gotha // ANKE NUSSBÜCKER, geboren in einem kleinen Dorf im Erzgebirge, studierte an der FSU Jena Ernährungswissenschaften, zahlreiche Veröffentlichungen, lebt und schreibt seit 12 Jahren in Berlin // STEFAN PETERMANN, schreibt und lebt in Weimar, www.stefanpetermann.de // KONSTANTIN F. PETRY, Jahrqang 1997, geboren in Eisenach, lebt in Weimar und geht hier derzeit in die 11. Klasse des Friedrich-Schiller-Gymnasiums // ALEXANDER PLATZ, Jg. 1975, Erfurt // SASCHA PREISS, Jg. 1976, geboren in Erfurt, studierte in Berlin Literatur und Medizingeschichte, lebt in Hamburg, http://www.pselbst.de // THOMAS PUTZ, Jg. 1972, Kulturarbeiter, Erfurt // SCHUH N.  $LEY, Weltgeist \, // \, THOMAS \, RAATZ \, studiert \, »Visuelle \, Kommunikation « \, an \, der \, Bauhaus \, Universit" at Weimar \, mit \, dem \, Schwerpunkt \, Fotografie, \, www. \, And \, Schwerpunkt \, Fotograf$ raatzional.de // RONNY RITZE, Journalist und freischaffender Autor, Geschäftsführer des Niederburg Verlag Stadtilm, http://www.ronnyritze.de // STEFAN WERNER, Jg. 1975, Erfurter // KERSTIN WÖLKE, Jg. 1974, Erfurt

